

**STAUFFENBURG**

---

Linguistik

Band 73



Jörg Hagemann / Wolf Peter Klein /  
Sven Staffeldt (Hrsg.)

# Pragmatischer Standard

**STAUFFENBURG  
VERLAG**

## Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Lehrstuhls  
für deutsche Sprachwissenschaft der Julius-Maximilians-Universität Würzburg  
und des Instituts für deutsche Sprache und Literatur  
der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

© 2013 · Stauffenburg Verlag Brigitte Narr GmbH  
Postfach 25 25 · D-72015 Tübingen  
[www.stauffenburg.de](http://www.stauffenburg.de)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne  
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen  
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Werkdruckpapier.

Printed in Germany

ISSN 1430-4139  
ISBN 978-3-86057-118-7

## Inhaltsverzeichnis

Pragmatischer Standard – Eine Annäherung.....	1
<i>Jörg Hagemann, Wolf Peter Klein und Sven Staffeldt</i>	
Warum brauchen wir einen klaren Begriff von Standardsprachlichkeit und wie könnte er gefasst werden? .....	15
<i>Wolf Peter Klein</i>	
Zur Ideologie des ‚Gesprochenen Standarddeutsch‘ .....	35
<i>Péter Maitz und Stephan Elspaß</i>	
Medialität und Standardsprache – oder: Warum die Rede von einem gesprochenen Gebrauchsstandard sinnvoll ist .....	49
<i>Jan Georg Schneider und Georg Albert</i>	
Von Inseln und Kernen: Gebrauchsbasierte Standard-Begriffe .....	61
<i>Bernhard Fisseni und Bernhard Schröder</i>	
... weil man den Gebrauchsstandard erheben wird wollen. Variabilität und funktionale Äquivalenz in der Standardsyntax am Beispiel der ‚Zwischenstellung‘ in Verbalkomplexen.....	75
<i>Elisabeth Scherr und Konstantin Niehaus</i>	
Auf dem Weg zum pragmatischen Standard mit Entschuldigungen.....	85
<i>Sven Staffeldt</i>	
Standard des gesprochenen Deutsch: Begriff, methodische Zugänge und Phänomene aus interaktionslinguistischer Sicht .....	111
<i>Arnulf Deppermann und Henrike Helmer</i>	
Pragmatischer Standard im Diskurs – Zum konzeptionellen und methodologischen Status von Abweichungen im Sprachgebrauch am Beispiel des deutschen Kolonialdiskurses.....	143
<i>Ingo H. Warnke und Wolfram Karg</i>	
Zur Auffassung der Standardvarietät als Prozess und Produkt von Sprachmanagement.....	163
<i>Vít Dovalil</i>	
Was gehört zum pragmatischen Standard? Kern und Rand bei relativierenden Echokonstruktionen im Deutschen .....	177
<i>Rita Finkbeiner</i>	

## VI

„Mündlichkeit“ ist nicht gleich „Mündlichkeit“: Implikationen für eine Theorie der Gesprochenen Sprache.....	191
<i>Sonja Zeman</i>	
Die pragmatische Funktion syntaktischer Funktionen in spontan gesprochener Sprache.....	207
<i>Nadine Proske</i>	
Vom schriftsprachlichen Standard zur pragmatischen Vielfalt? Aspekte einer interaktional fundierten Grammatikbeschreibung am Beispiel von <i>dass</i> - Konstruktionen.....	223
<i>Susanne Günthner</i>	
„Ja nein, ich meine...“ – zur <i>ja nein</i> -Konstruktion im gesprochenen Deutsch .....	245
<i>Robert Mroczynski</i>	
Warum es vergebens ist, gegen die Verzweiflung anzuschreiben: Partikelverben mit <i>an-</i> im <i>gegen</i> -Konstellativ .....	263
<i>Jens Gerdes</i>	
<i>Bitte melde dich!</i> Syntaktisch-pragmatischer Standard in Partnerschaftsanzeigen .....	277
<i>Dominik Banhold</i>	
Die Rolle verfestigter sprachlicher Einheiten beim Erwerb komplexer Konstruktionen im Deutschen.....	291
<i>Daniela Elsner</i>	
Standard und Standardvarietäten in Lehrbüchern für DaF .....	305
<i>Gabriela Rykalová</i>	
Die von tschechischen Mittelschullehrern verlangte Norm des Deutschen .....	317
<i>Alena Čermáková</i>	
Zur Anwendungsrelevanz eines gesprochenen Standards: Die Perspektive des Schulunterrichts .....	331
<i>Christian Klug und Michael Rödel</i>	

# **Standard des gesprochenen Deutsch: Begriff, methodische Zugänge und Phänomene aus interaktionslinguistischer Sicht**

Arnulf Deppermann und Henrike Helmer

In diesem Beitrag soll versucht werden, den Begriff „gesprochenes Standarddeutsch“ (vgl. a. Schneider 2011) aus Sicht der interaktionalen Linguistik (IL, Selting/Couper-Kuhlen 2000) zu beleuchten. Dies mag überraschen, denn „Standardsprache“ ist ein Begriff, der in der IL keine Rolle spielt. So sehr „Standardsprache“ in der Soziolinguistik ein umstrittenes Thema ist (vgl. Bex 1999, Milroy/Milroy 2005, Ammon 2005, Hundt 2010), so wenig ist er es in der IL. Daher gibt es auch keinen etablierten Zugang, keine etablierte Definition o. ä. aus IL-Sicht. Die Frage wird daher zunächst sein, ob und warum es auch für die IL nützlich sein kann, sich mit der Frage zu befassen, und vielleicht sogar notwendig ist, zu einem Begriff von „gesprochener Standardsprache“ zu gelangen. Allerdings müssen wir vorausschicken, dass dieser Beitrag keineswegs eine ausgearbeitete Lösung anbieten wird. Wir werden einige konzeptbezogene und methodische Überlegungen entwickeln, wie man den Begriff „Standard“ aus IL-Sicht als „Gebrauchsstandard“ fassen und einem so verstandenen Standard auf die Spur kommen kann.

## **1. Brauchen wir einen Standardbegriff?**

Die Gesprochene-Sprache-Forschung und die IL haben in den letzten 40 Jahren gezeigt, dass viele Konstruktionen, die normgrammatisch nicht vorgesehen sind und in der Schrift nicht vorkommen (oder nur in fingierter Mündlichkeit), in Gesprächen usuell sind. Sie werden von Sprechern systematisch funktional eingesetzt und es finden sich in der kommunikativen Praxis keine Anzeichen, dass sie als Normverstoß bewertet werden. Es handelt sich um Strukturen, die normgrammatischen Intuitionen widersprechen (z. B. Nachfeldbesetzungen, V2-Stellung nach Konjunktionen wie *weil*, *obwohl*, Apokoinu) und von Sprechern häufig gar nicht bewusst wahrgenommen werden (uneigentliche Verbspitzenstellung, Grammatikalisierung von mentalen Matrixsatzverben; im Überblick Schwitalla 2012). Der IL-Zugang zur Frage nach spezifisch gesprochenen sprachlichen Elementen des Standards ist notwendigerweise korpusbasiert. Sollte man dann nicht einfach von Korpusbefunden über gesprochenes Deutsch ausgehen und auf den Begriff „Standard“ verzichten, wie dies ja auch teilweise vorgeschlagen wird (s. Maitz/Elspaß in diesem Band)? Sicher, für viele Untersuchungen wird man nicht auf einen Standard-Begriff angewiesen sein, etwa, wenn man sprachliche Praktiken in spezifischen Gattungskontexten, Kommunikationsgemeinschaften oder Institutionen untersuchen will. Hier wäre der Bezug auf einen „Standard“ sicher oft nicht relevant und sogar irreführend oder auch in problematischer Weise ideologisch. Hat man aber das Ziel, sprachliche Formen und Praktiken, die zu einer Grammatik des gesprochenen Deutsch gehören, zu bestimmen, wird man um einen Standard-Begriff nicht so einfach herumkommen. Ob man diesen Begriff dann wirklich „Standard“ nennt oder einen anderen

Begriff, der die handlungswirksame Normreguliertheit des Sprechens zum Ausdruck bringt, wählt, scheint uns dabei im Moment nicht so wichtig Warum brauchen wir so einen Begriff?

- Standard ist eine Orientierungsgröße des Alltagssprechers: Sprecher produzieren und bewerten Sprache mit Bezug auf Angemessenheitsvorstellungen. Sprechen ist wie jedes soziale Handeln normativ reguliert. Allein schon die situative Sensitivität der Sprachproduktion und -bewertung zeigt, dass SprecherInnen nach Varietäten differenzieren und register- und gattungsbezogen unterschiedliche sprachliche Varianten für angemessen halten. Dazu später mehr.
- Vergewisserungsbedarf der Alltagssprecher: Aufgrund der normativen Regulation des Sprechens wollen Sprecher wissen, wie man sprechen soll. „Gutes Deutsch“ bzw. „Hochdeutsch“ sind die entsprechenden Konzepte. Die immerwährende Konjunktur von Sprach- und Stilratgebern und neuerdings auch Sprachentertainern wie Bastian Sick legen ein beredtes Zeugnis davon ab. Wenn die Sprachwissenschaft sich diesem Bedürfnis der Alltagssprecher verweigert, werden diese sich ihren Rat anderswo holen. Mit verheerenden Folgen für unsere Disziplin und ihre gesellschaftliche Wahrnehmung. Es geht dabei nicht einfach darum, fachfremde gesellschaftliche Ansprüche zu befriedigen, die sicher nicht allein schon deshalb berechtigt sind, weil sie immer wieder an die germanistische Sprachwissenschaft herangetragen werden und weil es deshalb wissenschaftspolitisch unklug wäre, sich ihnen zu verweigern. Es geht darum zu zeigen, dass wir diese Ansprüche reflektierter und wissenschaftlich fundierter erfüllen können als andere, und dass wir Mythen und willkürlichen Setzungen, die sonst im gesellschaftlichen Diskurs verbreitet werden, mit Befunden und theoretischen Argumenten begegnen können.
- Deutschdidaktik: Ganz handfest und dringlich macht sich die Notwendigkeit, ein linguistisch fundiertes, realistisches Verständnis von „gesprochenem Standarddeutsch“ zu entwickeln, im Bereich Deutsch als Fremd- bzw. Zweitsprache bemerkbar (Durrell 2003). Vorliegende Lehrwerke arbeiten immer noch mit inadäquaten Vorstellungen über gesprochene Sprache und thematisieren diese eher anhand einer imaginierten Mündlichkeit als auf der Basis von Befunden über authentische sprachlich-kommunikative Praxis. Das liegt am immer noch bestehenden Forschungsdefizit im Bereich der Formen der Mündlichkeit, aber auch daran, dass noch nie versucht worden ist, den gesprochenen Standard zu fassen.
- Wissenschaftliches Gegenstandsverständnis: Eine Linguistik des gesprochenen Deutsch im Gespräch muss ihren Gegenstandsbereich konstituieren und strukturieren. Sie muss, als korpusbasierte Wissenschaft, erklären können, welche Daten für sie relevant sind und welche nicht. Sie muss deshalb, wenn sie herauszufinden versucht, welche Formen zum Standard des gesprochenen Deutsch gehören, Abgrenzungen zwischen Varietäten treffen.



## **2. Was gehört zum Standard?**

Die wissenschaftliche Diskussion des Standardbegriffs hat sich in Bezug auf die gesprochene Sprache bisher hauptsächlich auf Fragen der Lautung erstreckt. Sie beginnt mit der Festlegung der Bühnenaussprache durch die Siebs'sche Kommission in den 1890er Jahren (Siebs 1898) und der Kanonisierung der gemäßigten Hochlautung (Siebs 1969) als Oralisierungsnorm für das öffentliche Sprechen infolge der Entwicklung des Massenmediums Radio. Dabei stand die Frage im Vordergrund, ob und in welchem Ausmaß kolloquiales und regional geprägtes Sprechen sowie typisch sprechsprachliche Reduktionsformen, die v. a. der Realisierungssphonetik des Allegrosprechens geschuldet sind, zum Standard gehören sollen. Im Kontext dieses Bandes geht es dagegen um die Grammatik.

Es ist aus einer empirisch-linguistischen Sicht, die die Vielfalt alltagsweltlicher Kommunikationssituationen, in denen sich Interaktionsteilnehmer an Normen des Sprechens orientieren, im Blick hat, wohl unstrittig, dass ein realistischer, sich an situierter Sprachverwendung orientierender Standardbegriff erheblich mehr Variation und Flexibilität zulassen muss als nur die Aussprache des Nachrichtensprechers und die Grammatik des Nachrichtentextes. Ein realistischer Standardbegriff muss einen Gebrauchsstandard meinen (Berend 2005; Eichinger 2001). Es muss ein Standard sein, an dem sich Interaktionsteilnehmer im Vollzug des Sprechens selbst orientieren (Deppermann et al. 2012). Obwohl metasprachliche Intuitionen und Einstellungen der Sprachbenutzer für jeden Standardbegriff wichtig sind, da sie von ihnen benutzt werden (können), um sprachliche Praxis zu steuern und zu beurteilen, kann ein realistischer „Standard“ im Sinne eines Gebrauchsstandards keine nur reflexive Norm, deren Relevanz für die tatsächliche kommunikative Praxis mehr als fraglich ist, meinen. Es muss ein flexibler Begriff mit unscharfen Rändern sein, der Variation innerhalb des Standards zulässt, angesichts der Mannigfaltigkeit der kommunikativen Situationen, für die er taugen muss (Eichinger 2005). Der Gebrauchsstandard ist keine klar umgrenzte Varietät, sondern er umfasst ein Spektrum von Registern und Realisierungsoptionen, die kontextsensitiv sind, historisch im Fluss sind und die von Sprechern als mehr oder weniger verbindliche Bezugsnorm für situiertes Sprechen benutzt werden – und die auch gezielte Normverletzungen als stilistische Lizenz zulassen, um mit ihnen kommunikativen Mehrwert zu erzeugen.

Welche Varianten sollen aber zum Standard gezählt werden, aufgrund welcher Variationsquellen? Und welche Kriterien für Wandel des Standards gibt es? Diese Fragen lassen sich nur beantworten, wenn man die nächste Frage beantworten kann: Was sind die Kriterien für die Identifikation eines Gebrauchsstandards? Welche Sprechereignisse, welche Sprechergruppen, welche Register zählen?

Mit der Frage nach dem Standard ist die Sprachwissenschaft unweigerlich mit einer normativen Frage konfrontiert. Denn „Standard“ ist ein unhintergebar normativer Begriff (vgl. Gloy 1995). Natürlich ist es nicht die Aufgabe einer empirischen Sprachwissenschaft selbst Normen zu setzen. Genauso naiv und dem Gegenstand unangemessen wäre es aber zu meinen, man könne Normfragen aus der wissenschaftlichen Befassung

mit Sprache ausklammern bzw. die entsprechenden Fragen allein aufgrund bspw. frequenzstatistischer Befunde zu Korpusdaten klären. Eine solche gebrauchstheoretische Verkürzung des Standardbegriffs würde verkennen, dass die sprachliche Praxis selbst anhand normativer Erwartungsstrukturen konstituiert und reguliert ist. Ganz abgesehen davon, dass Gebrauchsdaten allein uns auch nicht sagen werden, was zum Standard gehört. Sind etwa minoritäre Varianten nur weil sie minoritär sind, nicht Teil des Standards? Welche Korpora sind für die Identifikation von Standardvarianten einschlägig, welche nicht? Um diese Fragen zu entscheiden, sind normative Kriterien und Vorentscheidungen wichtig, die nicht selbst aus Korpusstatistiken zu entnehmen sind.

„Standard“ ist ein gesellschaftlich umstrittener und verschieden aufgefasster Begriff, sicher kein *brute fact*, das sich einfangen lässt, wenn man nur die richtigen objektiven Beobachtungsmethoden anwendet. Die Sprache ist, mit Searle (1971) gesprochen, ein institutionelles Faktum, ihre Geltung beruht auf allen Ebenen auf reziproken Erwartungsstrukturen, sei dies nun in Bezug auf Grammatikalität, Semantik oder pragmatische Funktion (vgl. Feilke 1996). Was als Standard gilt, ist zwischen Sprechern umstritten: Einschätzungen und Toleranzen divergieren, und sie ändern sich im Lauf der Zeit. Sprecher sind unterschiedlich sensitiv und fähig, Formunterschiede zu identifizieren und zu produzieren und sie werten sie unterschiedlich. Umstritten ist

- was der Begriff „Standard“ abdecken soll – welche Register und Sprechsituationen standardrelevant sind (vgl. Staffeldt in diesem Band);
- welches Ausmaß von (regionaler, registerabhängiger usw.) Variation als Teil des Standards akzeptiert wird;
- ob und wann neue sprachliche Erscheinungen als Wandel des Standards akzeptiert werden – ein Phänomen, mit dem sich sprach- und kulturkritische Positionen schon immer schwer tun;
- ob und wann Orientierung an einem Standard überhaupt wichtig ist – kritische Debatten über das Prestige von „Ethnolekten“ und Dialekten greifen diesen Punkt an (z. B. Maitz/Elspaß 2011).

Was Standard ist, ist also ein Gegenstand gesellschaftlicher Verhandlung. Wir können zumindest für den traditionell für Standardkonzeptionen maßgeblichen öffentlichen Bereich der Kommunikation in Deutschland seit den 1970er Jahren eine zunehmende Informalisierung („Destandardisierung“) und Entfernung vom Schriftstandard feststellen (s. Burger 2005: 362-378 für die Deutschschweiz).

Für eine empirische Sprachwissenschaft ist also die Frage nach der Norm (dem „Standard“) die Frage nach der Rekonstruktion der Normen, die für die Sprecher in ihrer Praxis selbst relevant sind. Ausgangspunkt ist die Orientierung der Sprecher selbst an sprachlichen Normen wie sie in der alltäglichen Sprachverwendung deutlich wird. Dies setzt voraus zu identifizieren, welche Gesprächssituationen für Sprecher selbst standardrelevant sind. Wir schlagen daher vor, nicht direkt in Bezug auf einzelne Formen zu fragen, ob sie zum „Standard“ gehören oder nicht, sondern zunächst vom soziolinguistischen Parameter des Gesprächskontextes auszugehen und zu fragen, in welchen Ge-

sprachssituationen die Orientierung an einer Vorstellung von Standard für die Sprecher selbst relevant wird. Erst dann kann nach der normbezogenen Wertigkeit einzelner sprachlicher Formen in Bezug auf ihre Gebrauchskontexte gefragt werden.

### **3. Welche Interaktionskontexte sind für die normative Orientierung an einem Gebrauchsstandard relevant?**

Voraussetzung für korpusbasierte Untersuchungen zum Gebrauchsstandard des gesprochenen Deutsch in Gesprächen ist es festzulegen, welche soziolinguistischen Kontextparameter für einen realistischen Standardbegriff einschlägig sind. Aus meiner Sicht muss ein „Gebrauchsstandard“ folgende soziolinguistischen Bedingungen erfüllen:

- Es muss sich um eine Ausbausprache im Sinne von Kloss (1952) handeln, die für die große Mehrheit der Kommunikationsereignisse im Deutschen geeignet ist, d. h. für eine Sprachgemeinschaft, die die gleiche Dachsprache hat. Es kann daher keine Sprache sein, die von Normen konzeptioneller Schriftlichkeit im Sinne von Koch/Oesterreicher (1985) ausgeht.
- Zur Standardsprache können nur sprachliche Formen gehören, die für alle Mitglieder der Sprachgemeinschaft ohne besonderen Decodierungsaufwand zu verstehen sind.
- Die Standardsprache muss zum Repertoire des normal gebildeten Muttersprachlers gehören, d. h. eines Sprechers, der in der Lage ist, sprachlich kompetent und erfolgreich an allen sozialen Interaktionen teilzunehmen, die keine spezielle Sprach- bzw. Sprechausbildung erfordern und die weder dominant fach-, gruppensprachlich noch regional geprägt sind. Ein solcher Sprecher ist ein kompetenter Sprecher der Standardsprache.

Prototypische Situationen des Standardsprechens sind folglich alle Interaktionen mit Ortsfremden, die ebenfalls im o. g. Sinne als voll kompetente Sprecher gelten können, seien diese Interaktionen nun institutioneller, privater oder öffentlicher Natur. Nicht relevant für die Ermittlung eines Gebrauchsstandards wären dagegen folgende Sprecherereignisse:

- alle monologischen und schriftgestützten Gattungen: Vorlesesprache, Predigt oder Vortrag,
- Register bzw. Interaktionstypen, an denen keine voll kompetenten Gesprächspartner beteiligt sind: Babytalk, Pflegekommunikation oder Lerner Sprachen,
- Soziolekte, die andere soziale Gruppen ausschließen bzw. erhöhten Decodierungsaufwand erfordern: Jugendsprachen, Ethnolekte (Kiezdeutsch) oder Fachsprachen,
- regionale Varietäten des Sprechens, die Ortsfremde ausschließen.

Abgrenzungen zu soziolektalen und regionalen Varietäten sind natürlich fließend, oft umstritten und situativ unterschiedlich – und natürlich sind genau sie es, die den Wandel des Standards selbst vorantreiben (vgl. Spiekermann 2006). Historisch besteht ja darin

die Entwicklung: Immer größere Bevölkerungsschichten orientieren sich in ihrem Sprachgebrauch am Standard und benutzen ihn in immer mehr Kontexten, was rückwirkend den Standard selbst verändert, denn die Sprecher verbinden ihre eigenen Diskursstrategien und Spuren regionalen und soziolektalen Sprechens mit der Standardorientierung und setzen ihn für erweiterte kommunikative Zwecke ein. So flexibilisiert und informalisiert sich der Standard und wird selbst zu einem anderen (s. Eichinger 2005, 2010).

Gleichzeitig ist aber auch klar, dass nicht alle Gesprächstypen und -anlässe gleichermaßen standardrelevant sind. Das Sprechen in der Familie oder im Sportverein würde sicher oft nicht dazu gehören, da hier Belange der Konstitution von sozialer Zugehörigkeit und Identität im Vordergrund stehen, die gerade die Orientierung an einer Standardnorm verbieten. Doch dies ist von Familie zu Familie und von Milieu zu Milieu unterschiedlich – das traditionelle Bildungsmilieu zeichnet sich gerade durch die Verbindlichkeit des Standards auch im Privaten aus – und erfordert eine genaue Analyse.

Aus einer sozio- und gesprächslinguistischen Sicht müssen wir also m. E. zum Schluss kommen, dass Standard nicht eine Varietät meinen kann, sondern das Spektrum der Varianten, die Muttersprachler als kontextangemessenes Sprechen in unterschiedlichen Gesprächstypen und Registern ansehen. Wenn wir von der Grammatik sprechen, dann wird es sich folglich um eine Menge von Mikrogrammatiken für spezifische Kontexte handeln. Damit ist natürlich noch nicht gesagt, welche Bereiche der Grammatik welche Reichweite haben und was im Einzelnen die differenzierenden Faktoren sind.

Nun ist es aber nicht so, dass sich alle Sprecher an Standardnormen orientieren, wenn es relevant wäre.

a) Sprecher kennen Normen für viele Fälle nicht. Sattsam bekannte Beispiele sind sprachliche Zweifelsfälle und Fremdwörter. Ein paar beliebte Zitate aus dem öffentlichen Sprechen:

„Das wird doch alles von den Medien hochsterilisiert!“ (Bruno Labbadia)

„Emerson intrigiert sich immer mehr.“ (Hans-Peter Lehnhoff)

„In der ersten Halbzeit haben wir ganz gut gespielt, in der zweiten fehlte uns die Kontinu, äh Kontuni, ach scheiß Fremdwörter: Wir waren nicht beständig genug!“ (Pierre Litbarski)

b) Sprecher kennen die Norm, aber sie können sie im Sprechen nicht umsetzen. Dies betrifft vor allem Aussprachephänomene (Hyperkorrekturen, Fremdwortausprache).

c) Sprecher kennen Normen und können sie umsetzen, tun dies aber auch in standardrelevanten Situationen nicht (immer). Gründe dafür sind sehr verschieden. Non-standard Varianten können als stilistisches Identitäts-*display* (Eckert 2010) oder zur Herstellung von sozialer Nähe und Informalität (z. B. regiolektaler bis dialektaler Code-Switch in der Schule (Knöbl 2010) eine Art metaphorical code-switching) eingesetzt werden, sie können Sprechökonomie (z. B. Tilgungen von Artikeln, Pronomina und Präpositionen), geringer Aufmerksamkeit auf die eigene Sprachproduktion (Labov 1966) oder Umpla-

nungen und Planbrüchen während der Turnproduktion geschuldet sein, die aus mannigfaltigen Gründen entstehen können (simultane Rezipientenreaktionen, Revisionen von Redeintention oder Konzeptualisierung, Wortsuche, Aufmerksamkeitsbeeinträchtigungen durch gleichzeitige Beanspruchung des Arbeitsgedächtnisses etc.).

Die sprachliche Praxis, die man in standardrelevanten Situationen, die durch die o.g. soziolinguistischen Parameter gekennzeichnet sind, findet, kann daher nicht einfach als durchgängige Standardrealisierung aufgefasst werden. Korpusdaten sind daher zwar unerlässlich zur Identifikation von Standardformen, doch muss überlegt werden, wie sie durch weitere unterstützende Evidenzen zu ergänzen sind. Zwei methodologische Wege bieten sich an:

- a) Die Erhebung von metalinguistischen Angemessenheitsurteilen durch Sprecherbefragung: Dieser Weg vertraut auf die reflexive Fähigkeit der Sprecher, Auskunft über ihre faktischen Normorientierungen geben zu können. Es liegt auf der Hand, dass die so zu gewinnenden Daten von einigen der oben genannten Probleme, die einen direkten Schluss von sprachlicher Praxis auf Normorientierungen erschweren, nicht tangiert werden. Andererseits haben wir gute Gründe, der Intuition der Sprachbenutzer über ihre eigene sprachliche Praxis zu misstrauen (Labov 1996). Da dieser Zugang nicht den methodologischen Prämissen der IL entspricht – es wird ja nicht tatsächliche sprachliche Praxis untersucht –, verfolgen wir ihn hier nicht weiter (s. aber Knöbl/Deppermann i. Dr.).
- b) Die Untersuchung der Dokumentation von Normorientierungen im Gespräch, mit denen die Sprecher selbst, meist gerade anhand von Abweichungen anzeigen, welche Normen sie ansetzen.

#### **4. Dokumentation von Normorientierung im Gespräch: Selbst- und Fremdreparaturen**

Interaktionsteilnehmer verdeutlichen selbst ihre Normorientierung und die Art der Normen dadurch, dass sie sprachbewertungsanzeigende Handlungen in Interaktionen vornehmen. Dies sind v. a. Selbst- und Fremdkorrekturen, aber auch metalinguistische Bewertungen und Kommentare zum eigenen und fremden Sprechen, zitative Rahmungen des Sprechens, die gruppensprachliche und stilistische Zuschreibungen und Bewertungen anzeigen, humoristische, karikierende, ironische u. a. Modalisierungen, die situative Angemessenheitskonzepte erkennen lassen (Schieffelin et al. 1998). Oft genug gibt also gerade nicht die Faktizität des Gebrauchs bzw. der Gebrauchshäufigkeiten im Korpus Hinweise auf Normen des Gebrauchsstandards, sondern die Markierung und Behandlung, ja sogar die selbstreflexive Produktion von Normabweichung im Gespräch.

Ein solches konversationelles Verfahren möchten wir hier herausgreifen, nämlich Reparaturen. Zu unterscheiden sind Selbst- und Fremdreparatur (Schegloff et al. 1977). Kommen wir zunächst zur Selbstreparatur. Ein idealtypischer Fall der Verdeutlichung

von Normorientierung durch eine Selbstreparatur ist sicher folgender Versuch von Edmund Stoiber in einer öffentlichen Ansprache:<sup>1</sup>

#1 *Selbstkorrektur Stoiber gludernde lot*  
**in die gludernde LOT-** (-)  
 <<all> **in die gludernde flut-**>  
 dass wir das schaffen können; (-)  
 und desWEgen- (--)  
**in die <<len> lodernde flut>** (--)  
 wenn ich es SAgen darf;

Selbst-Korrekturen gehören nahezu immer zu einem von drei Fällen, die wir im folgenden Beispiel gut erkennen können:

#2 *Selbstkorrekturen im Prüfungsgespräch FOLK\_E\_00015\_SE\_01\_T\_01*  
 001 PR MÜSsen wir wenn **dir** das (.)  
 002     wenn **wir** das  
 003     **wenn** (.) **wenn** wir da in die anaLYse gehen, (.)  
 004     schon eine (0.33) RELativ starke interpretatIONS (.)  
       leistung vollbringen-  
 005 PL ((schnalzt)) JA-  
 006 BS UM (0.3) **vom von** äh **einem** solchen intonaTIONsverLAUF,  
 007     °h zu einem (0.45) phonolOgischen sySTEM zu kommen;

Selbstreparaturvarianten sind hier

- die lexikalische Reparatur mit semantischer Veränderung, hier in Z.001 „dir“ zu Z.002 „wir“. Hierbei geht es nicht um eine normorientierte Korrektur, sondern um die Vermeidung von Missverständnissen, in dem eine semantisch folgenreiche Fehlbenennung korrigiert wird; in anderen Fällen finden wir semantische Präzisierungen, Abschwächungen und Verstärkungen (Schwitalla 2012).
- Die Wortsuche: Der Nebensatzbeginn „wenn“ wird in Z.003 abgebrochen und wiederholt. Die Wortsuche betrifft in diesem Fall nicht die Produktion einer zunächst unzugänglichen Formulierung, sondern die Wortwiederholung schafft Planungszeit für die Formulierung des begonnenen Satzes.
- Der Konstruktionswechsel: Hier handelt es sich um eine grammatische Reparatur, im Beispiel die Substitution des mit der Präposition enklitischen bestimmten Artikels „vom“ durch die Kombination von Präposition und unbestimmtem Artikel „von äh einem“ (Z.006).

Die ersten beiden Motivationen für Selbstkorrekturen sind für unsere Zwecke nicht relevant, da die Korrektur nicht dazu dient, sprachliche Normverstöße zu reparieren. Die dritte Form, der Konstruktionswechsel dagegen *kann* auf eine Normorientierung hindeu-

<sup>1</sup> In den Transkripten werden die Reparanda *kursiv+fett*, die Reparaturen **fett** ausgezeichnet.

ten: Der Sprecher kann im Vollzug des Sprechens qua Selbstmonitoring bemerken, dass die Konstruktion, die er begonnen hat, zu einem Anakoluth führt, wenn er sie wie beabsichtigt zu Ende führt. Die Analyse sähe dann so aus, dass der Sprecher bemerkt, dass die Präposition mit enklitischem definiten Artikel in Kombination mit dem indefiniten Artikel *\*vom einem solchen intonationsverlauf* zu einer nicht wohlgeformten Struktur führt, die er korrigiert, indem er die synthetische Präposition durch die Grundform ersetzt und mit dem Indefinitartikel verknüpft *von einem solchen intonationsverlauf*. Die Daten würden dann zeigen, dass der Sprecher seine eigene Sprachproduktion auf Normkongruenz prüft und verbessert, als er eine Abweichung vom Standard feststellt. Unter dieser Analyse wären dies Fälle von Selbstkorrektur, die für die Orientierung von Sprechern an Korrektheitsnormen aufschlussreich wären.

Diese Analyse als Selbstkorrektur im Dienste der Normkongruenz ist aber nicht zu belegen. Es ist genauso gut möglich, ja in vielen Fällen wahrscheinlicher, dass der Sprecher die Konstruktion vollständig wechselt, da er bemerkt, dass die begonnene Konstruktion nicht so zu Ende zu führen ist, dass die intendierte Aussage zu formulieren ist. Der Konstruktionswechsel geschähe dann also nicht, weil er schon einen bestimmten Anschluss geplant hat und nun bemerkt, dass die aufgebaute syntaktische Struktur zum bereits geplanten Anschluss nicht passt. Vielmehr würde er bemerken, dass er keinen syntaktisch passenden Anschluss produzieren kann, der die Redeintention auszudrücken vermag. In unserem Beispiel würde dies heißen, dass der Wechsel von „vom“ zu „von einem“ nicht der antizipativen Korrektur eines syntaktischen Fehlers geschuldet ist, sondern der Tatsache, dass der Sprecher im Produktionsprozess entscheidet, dass er den exemplarischen Charakter des zuvor diskutierten Intonationsverlaufs hervorheben möchte und daher eine typindizierende Determinativphrase („von einem solchen“) anstelle eines ambigeren, da anaphorisch wie generisch zu interpretierenden Determinativums „vom“ benutzt. Der Grund läge also in einer veränderten Konzeptualisierung, die grammatische Folgen hat, nicht aber in der Bereinigung eines rein grammatischen Problems.

Zwischen beiden Analysen ist anhand von Gesprächsdaten oft nicht zu entscheiden, denn wir wissen ja nicht, welche auf das Reparandum folgende Struktur vom Sprecher ursprünglich geplant worden war. Gegen die Analyse der Selbstreparatur als Verfahren zur Erzielung einer grammatisch wohlgeformten Anpassung an eine Folgestruktur spricht nicht nur die Häufigkeit von Kongruenz-, Rektions-, Präpositions- u. ä. Fehlern, sondern v. a. Folgendes: So gut wie nie findet man in Gesprächen eine retrospektive Selbstreparatur einer falschen grammatischen Konstruktion oder einer Lautung wie im Stoiber-Beispiel, wenn diese Reparatur nicht zugleich auch semantisch bzw. für die Verständigung relevant ist! Beispiele wie das folgende stellen eine absolute Ausnahme dar:

### #3 Psychotherapie Ewald 41:15-41:17

und dann hat er sich WIRKLICH **über diese fehlern-** (.)  
äh **über diese FEHler** (--) sehr mokiert.



Hier wird ein falscher Nominal-Kasus (Dativ) durch den richtigen (Akkusativ) korrigiert, ohne dass dies zugleich auch die Korrektur einer semantisch wenigstens potenziell folgenreichen Wahl bedeutete.

Wir können also feststellen, dass Selbstreparaturen insgesamt sehr unergiebig sind, wenn wir aus Ihnen auf Standardkonzepte von Sprechern schließen wollen.

Wie sieht es aus mit Fremdreparaturen? Jefferson (1987) unterscheidet zwischen *exposed* und *embedded other-correction*. *Exposed* sind Fälle, in denen die Korrektur als solche verdeutlicht wird, typischerweise durch Antithesis „das heißt nicht X sondern Y“, Kontrastakzent und meistens auch unmittelbar adjazente Platzierung der Korrektur im Folgeturn. Ein Beispiel für eine uneingebettete, exponierte Fremdreparatur ist:

#4 Eltern-Kind-Gespräch FOLK\_E\_00076\_SE\_01\_T\_01 (KI 3J., SW 12 J.)  
 001 KI wollen die MÄNner die (0.42) zu diesem WILDschwein  
       **brachen?**  
 002 SW (0.44) **BRINgen** wollen die [dahin?]  
 003 KI [ja. ]  
 004 SW .h kann schon sein ja;

Prosodisch markiert folgt die Korrektur unmittelbar auf das Reparandum. Die Handlung tut nichts anderes als eine Korrektur vorzunehmen und zur Ratifikation anzubieten. Ein Fall, der zwischen *exposed* und *embedded corection* steht, ist #5 aus einem Callcenter-Gespräch:

#5 Callcenter Inbound 13  
 Kunde: ich bräuchte noch eine (-) **HANdykarte** (--)  
 Agent: sie brauchen noch ne **SIMkarte**,  
       haben sie einmal die KUNdennummer bitte;

Die Fremd-Korrektur wird zwar nicht durch die exponierte Fremdreparatur-Konstruktion *nicht X sondern Y* vollzogen, doch wird die Korrektur deutlich als solche vollzogen, da unmittelbar adjazent und mit Kopie des Konstruktionsformats des Vorgängerturns (*format-tying*, vgl. Goodwin 1990).

Auch in Eltern-Kind-Interaktion geschieht Korrektur viel häufiger *embedded*, *en passant*, im Vollzug von themenbezogenen Handlungen, wie in #6 z. B. als Widersprechen mit phonetischer Substitution, aber eben nicht als auf Korrektur spezialisierte Handlung:

#6 Eltern-Kind-Interaktion FOLK\_E\_00013\_SE\_01\_T\_02  
 032 TJ waRU::M machen die nis **QUATZ**.  
 033 CJ die machen SCHON ein bißchen **quAtsch**;  
       deswegen muss der ja auch PFEIfen;



Schließlich finden wir auch *embedded corrections*, die erst viele Turns später vollzogen sind und in denen kein Bezug auf das korrigierte Antezedens verdeutlicht wird. In #7 wird die Korrektur im Kontext eines kontrafaktischen Zitats vollzogen – nur für den, der gut aufgepasst hat, ist die Korrektur erkennbar und goutierbar:

#7 ZDF-Talkshow Kerner-Lagerfeld 13.2.2004

- 01 KL ich !HAS!se das wenn diese leute wenn die die so kinder mit  
Achtzig kriegen und dann w w soll man bewundern wie die  
<nasal>perforMANZ->
- 02 KL <<all> und (was) nein nein also BITte;>
- 03 KL das find ich **UNdezent-** (.)
- 04 KL solche themen werden nicht mal er!WÄHNt;! (.)  
(...)
- 35 JK <<all> sie ham aber gesagt> als erwachsener JE:Nseits
- 36 JK <<all> und sie ham es eben ähnlich formuliert jenseits der  
vierzig über sexualität zu REden,> (-)
- 37 ist **INdezent;** (.)
- 38 KL ja; (-)

Wie für Selbstreparaturen können wir auch bei Fremdreparaturen feststellen, dass sie in den allermeisten Fällen nicht durch sprachliche Normorientierung motiviert sind, sondern durch verständigungsbezogene Motive und Funktionen. Und wenn eine auf die sprachliche Form bezogene Korrektur durchgeführt wird, dann

- a) oftmals, weil sie zumindest *auch* verstehensbezogen relevant ist, wie in #5, wo die Korrektur *simkarte* statt *handykarte* prüfen lässt, ob der Kunde nicht eine andere Art von Karte meinte;
- b) oder die Korrektur wird eingebettet, als sekundäre Aktivität, im Vollzug einer Handlung, in der es nicht primär um Korrektur geht, vorgenommen. Damit wird aber verdeutlicht, dass das normbezogene Korrigieren kein Wert an sich ist, sondern erst sekundär, „der Ordnung halber“ anlässlich anderer Handlungen, mit denen die gemeinsamen Gesprächszwecke vorangebracht werden, durchgeführt wird.

Wie kann man diese Befunde erklären? Zwei interaktionsstrukturelle und pragmatische Präferenzen führen dazu, dass normbezogene Korrekturen nur selten auftreten.

a) Präferenz für Progressivität in Interaktionen

Interaktionsteilnehmer orientieren sich an einer Präferenz für Progressivität, d. h., für den Vollzug nächster anstehender Handlungen in der Interaktion, die dem gemeinsamen Gesprächszweck dienen (Schegloff 2007). Nur in sehr förmlichen Situationen (Verlesung von Nachrichten, Predigten, öffentlichen Ansprachen usw.) gewinnt für die Sprecher die Produktion normkonformer sprachlicher Strukturen in Aussprache und Grammatik einen derart hohen Eigenwert, dass das Progressivitätsprinzip temporär für formbezogene Korrekturen außer Kraft gesetzt wird. Das Progressivitätsprinzip wird sonst

nur außer Kraft gesetzt, wenn das Ausbleiben der Korrektur die Herstellung von Intersubjektivität gefährdet bzw. gefährden könnte (Heritage 2007). Daraus folgt aber, dass nur solche Fehler, die per *self-monitoring* (vgl. Levelt 1983) oder aufgrund von Partnerreaktionen vom Sprecher als hinderlich für die Verständigung aufgefasst werden, zum Gegenstand einer Korrektur werden. Da menschliche Verständigung jedoch aufgrund stabiler Erwartungsstrukturen und einer enormen Leistungsfähigkeit inferenzieller Leistungen in Bezug auf Gestaltergänzung, schemageleiteter Normalisierung, Ausfilterung von Rauschen etc. ist, sind die Verstehensleistungen gegenüber Imperfektionen des Input enorm robust. Dies betrifft gerade auch die Grammatik. Da nun aber die meisten lautlichen und grammatischen Normabweichungen deshalb die Rekonstruktion des Gemeinten und also die Verständigung nicht gefährden, werden sie im Gegensatz zu lexikalisch-semantischen Fehlern nicht korrigiert. Selbstreparaturen sind in Gesprächskorpora sehr häufig, aber sie betreffen fast nie die syntaktische, morphologische oder lautliche Korrektur eines in diesen Hinsichten falschen Turnbestandteils. Ausdrücke werden vielmehr lexikalisch durch Ausdrücke mit einer anderen Semantik, anderem Informationsstatus oder pragmatischer Akzeptabilität ersetzt, eine begonnene syntaktische Konstruktion wird durch eine andere, für die Verwirklichung der Redeintention besser geeignete ersetzt oder es handelt sich um Wortsuchprozesse. M. a. W.: Selbstreparaturen sind für eine Fehlerlinguistik, die auf sprachliche Normvorstellungen schließen lässt, sehr unergiebig, da Motive und Funktionen für Selbst-Reparaturen gänzlich anders gelagert sind.

#### b) Höflichkeit

Fremdkorrekturen sind dispräferiert. Sie sind ein schwerer *face*-Angriff (im Sinne von Goffman 1971), da sie als Angriff auf die Sprachkompetenz des Korrigierten verstanden werden (können), und werden daher vermieden. Deshalb finden wir in auf Kooperation und Egalität angelegten Interaktionen nahezu keine grammatischen oder lautlichen Fremdkorrekturen. Wenn sie vollzogen werden, dann *en passant* als *embedded correction*. Doch selbst solche eingebetteten, implizit vollzogenen Korrekturen, die nicht als solche verdeutlicht werden, können als Kompetenzabsprechung und damit als *face*-Angriff verstanden werden, sofern sie nicht, wie etwa in #5, als nötig für die Verständigungssicherung auszuweisen sind. Die Tatsache, dass allein auf Sprachrichtigkeit zielende Korrekturen ein schwerer *face*-Angriff sind, zeigt andererseits, wie tief verankert die normative Wertigkeit von Standardsprache als kulturelles Kapital (Bourdieu 1982) ist. Das Prestige des Sprechers ist keineswegs automatisch bedroht, sobald er keine Standardformen benutzt. Sehr wohl aber ist ein Sprecher, der keine Standardformen benutzt, stets der Gefahr ausgesetzt, sein *face* zu verlieren, wenn es anderen gelingt, die Normativität des Standardsprechens relevant zu setzen und ihn auf dieser Grundlage als inkompetent zu diskreditieren.

Offene grammatische und lautliche Fremd-Korrekturen finden in der Interaktion ohne *face*-Bedrohung nur dann statt, wenn sie aufgrund des Gesprächstyps so lizenziert sind, dass sie als Teil der Erfüllung des Gesprächszwecks gelten können – wie im Schulunterricht, in der sprachlichen Sozialisation (wie in #6) in der Familie oder in Interaktionen zwischen Sprachlernern und Muttersprachlern. In diesen Kontexten verstoßen sie nicht

gegen die Progressivitätspräferenz, da sie selbst Teil der (legitimierbaren) Zweckorientierung des Gesprächs sind. Aufgrund der pädagogischen Rollenasymmetrie sind auch diesbezügliche Höflichkeitsnormen außer Kraft gesetzt, und man könnte gar sagen, dass in diesen Fällen für den Korrigierten der Anspruch, ein kompetenter Sprecher zu sein, ja gerade nicht Teil seines *face* ist. Oder aber Sprachbewertungen werden im Reden über Dritte, z. B. in Klatsch und Lästerkommunikation produziert. Solche Äußerungen können durchaus auch aufschlussreich über Normorientierungen von Sprechern und ihre linguistischen Ideologien sein. Sie sind aber meist durch Stilisierung und Zwecke der Bewertung der porträtierten Sprecher geprägt (z. B. Günthner 2002; Deppermann 2007). In der überzeichnenden Karikatur werden die zur Korrektur Anlass gebenden Formen nicht adäquat repräsentiert, daher sind solche Äußerungen eher für die Rekonstruktion linguistischer Ideologien als für die Rekonstruktion einer praktisch relevanten Normorientierung interessant.

Zusammenfassend können wir also sagen: Pragmatik schlägt Grammatik! Lautliche und grammatische Korrektheit hat im Gespräch selbst keinen Eigenwert für die Organisation von Gesprächsaktivitäten. Ungeachtet dessen kann sie für (nachträgliche) Beurteilungen von Gesprächspartnern natürlich sehr folgenreich sein, so in Bewerbungsgesprächen und manchen bildungsorientierten Milieus. Verständigungssicherung, Handlungsprogression und Beziehungswahrung sind demgegenüber im Gespräch selbst primär. Wird Normkongruenz im Gespräch als solche zum Fokus des sprachlichen Handelns, dann entweder in pädagogischer Absicht oder weil damit sekundäre, identitäts- und beziehungsbezogene Relevanzen verhandelt werden. Und aus genau diesem Grund können Sie auch die Stoiber-Versprecher auf unzähligen Webseiten nachhören.

Die gesprächsanalytische Untersuchung von sprachbewertungsanzeigenden Äußerungen ist ein Ansatz, der bisher kaum zur Rekonstruktion von Standardorientierungen der Sprecher herangezogen wurde. Er kann durchaus interessante Ergebnisse zeitigen. Wir müssen aber davon ausgehen, dass der größte Teil der von Sprechern als norminkongruent wahrgenommenen oder zumindest, bei entsprechender Aufmerksamkeitslenkung, wahrnehmbaren Abweichungen vom Standard nicht im Gespräch angezeigt wird. Daraus ergibt sich einerseits, dass es sicherlich verfehlt wäre, sich nur auf diese Methodik verlassen zu wollen, wenn man Standardorientierungen rekonstruieren will. Andererseits zeigt dieser Befund aber auch an, dass Standardkonformität zumindest für den Vollzug und wohl oft auch für die Bewertung situierter Sprechens häufig keine relevante und schon gar keine prioritäre Orientierungsgröße ist.

## **5. Fragen zum Gegenstandsbereich einer „Grammatik des gesprochenen Deutsch“**

Im Folgenden soll es nun um zwei spezielle Fragen gehen, die zu klären sind, wenn wir den Gegenstandsbereich einer standardorientierten Grammatik des gesprochenen

Deutsch in Abgrenzung von einer schriftsprachlichen fassen wollen (s. dazu a. Schneider 2011):

- a) Wie weit reicht der Gegenstandsbereich einer Grammatik der gesprochenen Sprache aus interaktionslinguistischer Sicht? Hier ist die Frage, ob und wie sich unsere Auffassung von „Grammatik“ erweitern muss, wenn wir Sprechen im Gespräch als Gegenstand des Standards verstehen. Dazu gehen wir auf zwei Arten sprachlicher Strukturen (Diskurspartikeln und Wiederholungen) ein, die gemeinhin nicht als Teil einer Grammatik aufgefasst werden, aber für die Konstitution von Gesprächen grundlegend sind.
- b) Was gehört spezifisch zum Standard des gesprochenen Deutsch? Wenn wir annehmen, dass „Standard“ ein kontextsensitiver Begriff sein muss, dann gilt es nicht nur, diese kontextsensitiven Standards zu beschreiben, sondern auch zu zeigen, welche Faktoren für Variation verantwortlich sind. Dann aber stellt sich die Frage, ob die Distinktion ‚Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit‘ die relevante ist oder ob andere wichtiger sind.

## 6. Grenzen einer „Grammatik des gesprochenen Deutsch“: Diskurspartikeln

In Gesprächen produzieren Sprecher vielerlei Konstruktionen, die bisher keinen Platz in Normgrammatiken (und auch kaum einmal in einer deskriptiven Grammatik) gefunden haben und wohl auch von den allermeisten Sprechern nicht als normkongruent angesehen werden würden. Dazu gehören Abbrüche, Anakoluthe, Selbst-Korrekturen, (asyndetische) Wiederholungen von Konstituenten, Apokoinu und Häsitiationssignale. Etwas anders verhält es sich mit Diskurspartikeln (Schwitalla 2002).<sup>2</sup> Sie werden zwar aufgrund der Schriftorientierung der bestehenden Standardkonzeptionen nicht als Teil des Standards verstanden, Sprecher betrachten sie aber im Gegensatz zu Anakoluten oder Apokoinu keinesfalls als abweichend, sondern ganz im Gegenteil und zurecht als notwendig für den Vollzug von Gesprächen.

Die Behandlung von Diskurspartikeln in Grammatiken und Wörterbüchern ist ein besonders prägnantes Beispiel dafür, wie inkonsistent, planlos und unreflektiert spezifisch Mündliches in Grammatiken und Wörterbücher aufgenommen wird. Offensichtlich gibt es kein Konzept, nach dem systematisch und begründbar entschieden wird, welche spezifisch mündlichen Phänomene in Grammatik und Lexikon als Teil des Standards behandelt werden.

So finden wir in Wörterbüchern einerseits *auweia*, *oh weh* oder *igitt*, die in authentischen Gesprächen so gut wie nie vorkommen. Nirgends verzeichnet sind dagegen häufige Minimaleinheiten wie *ts*, *pf*, *schmalzen*. Die allerhäufigsten Partikeln *hm* (dritthäufigstes

<sup>2</sup> „Diskurspartikeln“ fungiert hier als Oberbegriff für sprachliche Formen, die auch als „Interjektionen“, „Rückmeldesignale“, „minimal responses“ oder „Diskursmarker“ bezeichnet werden (wobei klar ist, dass diese Begriffe überlappend, aber nicht koextensiv sind).

*type* in Gesprächen im Korpus FOLK des IDS) und *äh* (auf Platz elf der Häufigkeit; *ähm* ist auf Platz 14) werden zwar neuerdings im Duden aufgenommen, aber mit sehr reduzierten bis falschen Bedeutungsangaben verzeichnet. So finden wir zu *Äh(m)* die Angabe „dient dazu, bei unkonzentriertem Sprechen kurze Sprechpausen zu überbrücken“ ([http://www.duden.de/rechtschreibung/aeh\\_Gespraechspartikel](http://www.duden.de/rechtschreibung/aeh_Gespraechspartikel)) – die in der Literatur schon lange vielfach belegten Funktionen der Rederechtsbeanspruchungen oder der Sicherung von Planungspausen werden nicht erwähnt (vgl. Gülich 1970, Quasthoff 1978, Schwitalla 2002). Fast schon grotesk wirken einige der Bedeutungsangaben für *Hm*, so etwa „hm drückt [zögernde] Zustimmung aus“. Dies wird mit „»Kommst du mit?« – »Hm!«“ exemplifiziert ([http://www.duden.de/rechtschreibung/hm\\_Zustimmung\\_Nachdenken](http://www.duden.de/rechtschreibung/hm_Zustimmung_Nachdenken)). Dass die Rolle von *hm* in erster Linie in der Gesprächsorganisation, der Koordination von Sprecher- und Hörerrollen, liegt und dass die Prosodie für die Unterscheidung zwischen verschiedenen Funktionen maßgeblich ist (vgl. Ehlich 1986), wird nicht erwähnt.

Diese Auslassungen und unzulänglichen Darstellungen sind ein erhebliches Versäumnis, da konstitutive sprachliche Praktiken der Herstellung von Gesprächen nicht systematisch als Teil der Grammatik bzw. des Lexikons berücksichtigt werden (Reber/Couper-Kuhlen 2010). Aber wir sollten auch sehen, und dies ist m. E. der sprachtheoretisch interessante Aspekt der Problems, dass sich unsere Auffassung davon, was Sprache bzw. Deutsch als Einzelsprache ist, in einigen Punkten systembezogen zu verändern hätte, wenn wir diese Formen aufnehmen und adäquat zu beschreiben versuchen. So ist spätestens seit Ehlich (1986) klar, dass das Deutsche speziell im Bereich der Rückmeldesignale, besonders bei den Varianten von *hm* eine Tonsprache ist, d. h. die Prosodie macht semantische Unterschiede, was sonst nirgends im Sprachsystem der Fall ist. Barth-Weingarten (2011) zeigt das z. B. auch für *jaja*. Bedeutungsdifferenzierend sind hier auch phonetische Unterschiede, die sonst subphonematisch, d. h., nicht bedeutungsdifferenzierend sind: geschlossenes /oh/ (Bewunderung, Überraschung) vs. offenes /oh/ (Enttäuschung). Und wir müssen feststellen, dass es Laute (wie Clicks, die es sonst nur in afrikanischen Sprachen gibt; Zungenschmalzen), Konsonantenkombinationen (*tsk*) und Wörter ohne Vokal (*pf*, *tsk*, *hm*, unbestimmte Artikel *n*, *m*) gibt, die sonst im Sprachsystem des Deutschen nicht vorkommen.

## 7. Grenzen einer „Grammatik des gesprochenen Deutsch“: Reduplikationen

Die genannten Komplikationen betreffen vorrangig (aber nicht ausschließlich) eine bestimmte Wortklasse und sind lexikalisch gebunden – wenn man die Formen der Diskurspartikeln als lexikalische Einheiten akzeptieren will, und das wird man wohl müssen, wenn man Arbitrarität, Konventionalität und Systematik ihres Gebrauchs betrachtet.

Doch auch im Bereich der kombinatorischen Syntax ist nicht unbedingt klar, was zum Bereich einer Grammatik der gesprochenen Sprache gehört. Betrachten wir das Phäno-

men der Reduplikationen. Reduplikationen können nicht nur einzelne Worte betreffen, sondern auch Mehrwortkombinationen.

#8 Prüfungsgespräch IDS-FOLK FOLK\_E\_00057\_SE\_01\_T\_0, 07:48-08:06

BS: ich nehme an sie sind ZWEIsprachig, (.)  
 also **je nach** (.) **je nach** definitIOn- (.)  
 BS: [**aber aber** nicht aber °h]  
 ME: [aber nich (.) geBOren ((lacht))°h]  
 BS: äh[nicht **sie MÜSsen sie MÜSsen** ((unverständlich)) (.) ä:h- ]  
 ME: [es sei denn sie nehmen erzgeBIRgisch an als eine((lacht))]  
 BS: e` (-)  
**das ist das ist** äh eine frAge;  
 auf die ich möcht ich auf !JE!den fall zurückkommen.=  
 ME: =GERne. ((lacht))  
 ME: <<len>**äh** (.) **äh**> aber d (.) **ich ich** (.) geh jetzt mal von (.)  
 traditioNELlen sprachen aus;

Die meisten Reduplikationen sind nach allgemein geteilter Auffassung keine grammatisch korrekten Strukturen. Lediglich bestimmte Kombinationen (von Partikeln, meist Rückmeldern bzw. Interjektionen) würden wohl als korrekte Konstruktion akzeptiert, z. B. *jaja, oh oh, na na, hmhm, sehr sehr, und und und*. Wenn wir aber in Korpora schauen, dann sind diese Fälle nicht häufiger als die Reduplikationen lexikalischer Einheiten, die wir als ungrammatikalisch erachten. Zwischen 2 und 34% der 25 häufigsten Lexeme im Korpus FOLK werden redupliziert (Tabelle 1). *Ja, was* und *nein* sind die Types mit den höchsten Prozentsätzen von Reduplikationen:

	Summe Reduplikationen 2x-3x-4x-5x-6x-7x	Summe Tokens
<b>JA</b>	<b>92-10-1-1</b>	<b>2735</b>
MH/HM	55-16-4-1-0-2	2270
ICH	43-5-1-1	2200
<b>WAS</b>	<b>38-3-1</b>	<b>861</b>
ÄH	35-6-0	1021
DIE	34-0-1	1670
DES	22-1-0	777
DER	20-1-0	1580
DAS	20-3-0	1411
UND	18-3-2	1449
<b>NEIN</b>	<b>17-5-2</b>	<b>155</b>
DA	17-1-0	804
ODER	17-0-0	629
IS(T)	15-1-0	1355
SO	14-1-1	1082
OH	13-2-1	109
WIE	12-2-1	451

ABER	10-0-0	629
ER	11-1-0	527
ALSO	9-0-0	879
DANN	8-1-0	1082
SIE	5-0-0	750
ES	4-2-0	561
DU	3-0-0	991

Tabelle 1: Reduplizierte Einzel-Lexeme und ihre absoluten Häufigkeiten (Stichprobe: 1/3 FOLK, Stand 25.2.2012)

Die Reduplikation ist bei den *closed class items* eine der häufigsten Kollokationen. Als Beispiel hierzu die häufigsten Kollokationen von *ich*, das in 5% der Vorkommen redupliziert erscheint (aus FOLK, Stand 25.2.2012). Die Reduplikation steht auf Platz 12 der häufigsten Kollokationen mit *ich*:

*ich bin* (204), *ich hab(e)* (164), *ich glaub(e)* (116), *wenn ich* (100), *ich weiß* (88), *ich muss* (72), *aber ich* (72), *weil ich* (70), *ich kann* (66), *und ich* (62), *ich mein(e)* (55), ***ich ich*** (43), *ich mach(e)* (43), *ich will* (42), *ich war* (42), *ich denk(e)* (38), *ich geh(e)* (34), *ich krieg(e)* (28), *ich darf* (22).

Im Gegensatz zu schriftlichen Daten (z. B. DeReKo des IDS) kommt *ich ich* in den mündlichen Daten nie als Gleichsetzungsnominativ bzw. Prädikativum (wie in *dass ich ich bin*) und nie in der „Egoismusvorwurfs-Formel“ *ich, ich, ich* vor. Die mündlichen Reduplikationen von *ich* treten aber immer innerhalb des gleichen Satzes bzw. Teilsatzes. Solche Fälle gibt es nicht in den schriftlichen Daten aus DeReKo.

Eine rein induktive *corpus driven grammar* müsste Reduplikationen zweifellos als grammatische Struktur akzeptieren. Ihre absolute Häufigkeit und die enge Korrelation mit der Häufigkeit der reduplizierten Lexeme sprechen eindeutig dafür, dass es sich bei ihnen für die *closed class items* um eine schematische Konstruktion handelt. Allerdings sind auch Reduplikationen von zwei Lexemkombinationen gängig, v. a. von ‚Subjekt + finitem Verb‘, wobei das Subjekt ein Pronomen und das Verb meist ein Auxiliar oder eine Kopulaform ist.

Zu einer Konstruktion gehört, zumindest gemäß der *symbolic thesis* der Konstruktionsgrammatik (Langacker 1987: 2), die Konstruktionen als Zeichen versteht, auch, dass es eine Bedeutungsseite gibt. Wir können vier verschiedene Funktionen unterscheiden:

#### a) Turn-Beanspruchung im Kontext von Turn-Überlappungen

#9 Prüfungsgespräch FOLK\_E\_00059\_SE\_01\_T\_01, 11:05-11:15

HS: wenn man äh- (.) GEgensatz zum ausdruck bringen will;=ne?  
 HS: °h [°h also **ich**] <<all> **ich ich ich ich ich**> [trinke k]ein  
 BIER,  
 MF: [ja also- ] [mh. ]  
 HS: ich trinke nur WEIN;



- b) Anzeige einer Wortsuche (und im Kontext von Rederechtsbehauptung in/nach overlap)

*Ausschnitt von #8*

BS: e` (-)

**das ist das ist** äh eine frAge  
auf die ich möcht ich auf !JE!den fall zurückkommen.=

ME: =GERne. ((lacht))

ME: <<len>**äh** (.) **äh**> aber d (.) **ich ich** (.) geh jetzt mal von (.)  
traditionNELlen sprachen aus;

- c) Anzeige einer dispräferierten Handlung (mit Formulierungsproblem)

*#10 Prüfungsgespräch FOLK\_E\_00032\_SE\_01\_T\_01, 20:37-20:42*

PR Was verstehen sie unter AUFsätzen?

PL ah nee <<all> **ich ich** hab>

hatte grad-

was, (.)

we;

äh neben welcher TEXTsorte?

- d) Emphase<sup>3</sup>

*#11 Spielinteraktion FOLK\_E\_00011\_SE\_01\_T\_04, 01:31:23-01:31:25*

<<all> **ICH ICH**> (.) geh. (.)

**ich ich** GEH;

Offensichtlich handelt es sich bei Reduplikationen nicht um eine einzelsprachspezifische Konstruktion. Dies zeigen z. B. die Untersuchungen von Schegloff (1987) zur Wiederholung in und von Turnanfängen im Kontext von Überlappungen die Untersuchung der Groupe ICOR (2009) zu *voilà* in Überlappungen. Reduplikationen sind sicher kein reines „Performanzphänomen“, das kausal durch Aufmerksamkeitsdefizite oder Planungsprobleme zustande kommt. Ihre Verwendung ist hochgradig regulär und systematisch. Dies wirft nun aber zusammen mit unserer extrakommunikativen Intuition, dass diese Strukturen ungrammatisch sind, die Frage auf: Handelt es sich vielleicht nicht um eine grammatische Konstruktion, sondern eher um eine pragmatische Strategie, ein *discourse pattern* (vgl. Ariel 2008)? Gehören Reduplikationen dann aber in eine Grammatik? Oder gar zum Standard, da sie ja usuell sind? Was ist mit Selbst-Reparaturen, Hesitationen oder Apokoinu?<sup>4</sup> Und muss man solche Konstruktionen, etwa im Unterricht für Deutsch als Fremdsprache, lernen? Es ist hier nicht der Platz, um Antworten auf diese Fragen zu diskutieren. Es ist aber klar, dass jeder ernsthafte Versuch einer Grammatik des gesprochenen Deutsch Antworten finden muss.

<sup>3</sup> Diese Verwendung, die dem schriftlichen Gebrauch am Ähnlichsten ist, ist mit Abstand die seltenste.

<sup>4</sup> Anakoluthe kann man ausschließen, da es für sie keine Produktionsregel, kein Schema gibt.



## 8. „Grammatik des gesprochenen Deutsch“ – oder nicht?

Kommen wir nun zur zweiten Frage, die in Abschnitt 5 zum Gegenstandsbereich einer Grammatik des gesprochenen Deutsch aufgeworfen wurde: Welche Strukturen sind spezifisch für das gesprochene Deutsch? In den vergangenen 40 Jahren sind zahlreiche Phänomene untersucht worden, die als typisch für das gesprochene Deutsch gelten können, z. B. Apokoinu, freies Thema, Linksversetzung oder *weil* mit Verbzweitstellung. Bei den meisten ist es intuitiv unstrittig, dass sie nur im Bereich der Mündlichkeit vorkommen bzw. adäquat sind, nicht dagegen in der Schrift.<sup>5</sup> Die Ausdifferenzierung von neuen Textsorten und Schreibstilen in den neuen Medien (Chat, SMS) und die zunehmende Informalisierung der öffentlichen schriftlichen Kommunikation führt aber dazu, dass die Distinktion ‚Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit‘ nicht mehr so einfach passt, wenn wir von kontextsensitiven Standards reden. Dies hat zwei Konsequenzen, eine methodische und eine theoretisch-analytische:

- a) Methodisch: Unsere Intuitionen, etwas sei „typisch mündlich“, müssen durch Korpusdaten fundiert und geprüft werden. Es ist vielleicht oft voreilig, wenn wir Formen, die wir in mündlichen Korpora finden und die nicht zur schriftlichen Normgrammatik gehören, als typisch mündlich einstufen. Um etwas über die mediale Spezifik zu sagen, brauchen wir Korpusvergleiche. Bisher ist dies nicht so einfach, denn mündliche Korpora stehen kaum in für statistische Analysen hinreichender Größe und Differenziertheit, was die in ihnen repräsentierten Interaktionstypen angeht, zur Verfügung. Am IDS zielt der Aufbau unseres Korpus FOLK darauf ab, ein wachsendes und breit stratifiziertes Korpus für statistisch belastbare Analysen des gesprochenen Deutsch zur Verfügung zu stellen (s. Deppermann/Hartung 2012).
- b) Theoretisch: Die Brauchbarkeit der Distinktion „mündlich vs. schriftlich“ ist von vielen Seiten unter Beschuss geraten, sei es, dass man gefordert hat sie aufzugeben (Biber 1988) oder durch andere Distinktionen wie „konzeptionelle Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit“ (Koch/Oesterreicher 1985 u. ö., ähnlich Ágel/Hennig 2006) zu ersetzen. Obwohl diese Kritiken zum Teil entgegengesetzte Schlussfolgerungen ziehen, zeigen sie doch allesamt, dass nur durch die Feststellung, ein grammatisches Phänomen sei „typisch mündlich“, keineswegs erklärt ist, warum dies so ist. Auf welche genauen Konstitutionsbedingungen, die (das prototypische?) Sprechen vom (prototypischen?) Schreiben unterscheiden, lässt es sich zurückführen? Und gilt es wirklich für „die Mündlichkeit“ als solche? Gilt es vielleicht entweder auch durchaus für bestimmte schriftliche Gattungen oder umgekehrt nur für bestimmte mündliche Kontexte? Liegt die Logik der Verwendung quer zu Mündlichkeit und Schriftlichkeit?

Folgendes Beispiel, die Realisierung des unbestimmten Artikels im acc. masc. (Tabelle 2), zeigt, wie dramatisch Unterschiede zwischen Gattungen sein können – Unterschiede, die auf keinen Fall intuitiv zu erfassen sind, sondern nur auf Basis großer Korpora festzustellen sind.

<sup>5</sup> Und wenn sie in der Schrift zu finden sind, dann stets in fingierter oder wiedergegebener Mündlichkeit.

	Genre	<i>aen@n</i>	<i>aen</i>	<i>n</i>	<i>nen</i>	Dialektal <sup>6</sup>
Vorlesesprache	Nachrichten	72,9%	19,8%	6,8%	0,5%	0%
Monologisches spontanes Sprechen	Live Sport- reportage	27,3%	47,7%	25%	0%	0%
Öffentliche Interaktion	Talkshow	20,2%	44,4%	33,7%	1,7%	0%
Institutionelle Interaktion	Forschungs- Interview	9,7%	31,5%	45,8%	3,4%	9,5%
Peer- Interaktion	Maptask	10,7%	14,3%	39,4 %	5%	31%

Tabelle 2: Verwendungshäufigkeiten von Varianten des unbestimmten Artikels acc. masc. (Deppermann/Kleiner/Knöbl 2012)

Wenn wir also an der Untersuchung kontextspezifischer Standards interessiert sind, dann konvergieren diese methodischen und theoretischen Gesichtspunkte in der Frage: Welche Rolle spielen in Bezug auf die Realisierung einer interessierenden linguistischen Struktur die Faktoren „Medialität“ (mündlich vs. schriftlich), „Gattung“ und „sequenzieller Kontext“?<sup>7</sup> Um zu untersuchen, was der entscheidende Kontext für die Realisierung bestimmter grammatischer Varianten ist, müssen wir auf entsprechend stratifizierte Korpora zurückgreifen, die einen systematischen Vergleich dieser drei Größen möglich machen.

## 9. Spezifik einer „Grammatik des gesprochenen Deutsch“: Absolute Verwendung von Modalverben

Wir möchten am Beispiel des grammatischen Phänomens der absoluten Verwendung von Modalverben demonstrieren, wie eine Untersuchung vorgehen kann, die feststellen möchte, welche kontextuellen Faktoren für die Realisierung grammatischer Varianten ausschlaggebend sind. Beispiele für die absolute Verwendung von Modalverben sind: „Ich will, dass du jetzt still bist“; „kann ich auch“; „ich möchte das nicht“; „ich muss jetzt nach Hause“. Intuitiv wird man wohl vermuten, dass es sich um eine typisch münd-

<sup>6</sup> (O)a(n), e(n), E(n), @(n) – [Anmerkung: „@“ steht hier für e-Schwa.]

<sup>7</sup> Die Variationsquellen „Regionalität“ und „soziale Gruppe“ schließen wir hier aus, denn wenn das Vorkommen einer grammatischen Struktur bzw. die Ausprägung einer grammatischen Variante an sie gebunden ist, dann wird sie wahrscheinlich genau deshalb keine Standardvariante sein. Aber es ist durchaus diskutabel, welcher Grad von Regionalität und Gruppensprachlichkeit grammatischer Formen Teil des Standards ist, und dies ändert sich auch permanent. Beispiele sind die Veränderungen für die zunehmende Akzeptanz von *wo* als Relativpronomen (zumindest für oblique Kasus mit temporaler und lokaler Lesart *ich bin jetzt an einem Punkt wo ich nicht weiter weiß* – aber (noch) nicht *der Mann wo das gesagt hat*), *halt* als Modalpartikel (standardsprachlich zunehmend reparadigmatisiert mit *eben*) und die Distanzstellung von Pronominaladverbien *da weiß ich nichts von*.

liche Struktur handelt. Doch gibt es sie nicht auch in der Schrift? Ist sie eher an bestimmte Gattungen gebunden? Oder – bzw. innerhalb von Gattungen – gehört sie zur Mikrogrammatik bestimmter sequenzieller Kontexte?

Für unsere Untersuchung haben wir Daten aus vier Gattungen, je zwei schriftliche und zwei mündliche ausgewählt: Zeitungstexte und Belletristik aus dem Deutschen Referenzkorpus (DeReKo), Gespräche im Fernsehen und informelle Gespräche aus den Beständen des Archivs für gesprochenes Deutsch des IDS. Aus jedem Teilkorpus wurden zufällig 500 Fälle von Modalverbverwendung ausgewählt. Es ergab sich ein signifikanter Unterschied im Vorkommen der absoluten Verwendung von Modalverben zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit (Tabelle 3).

	<b>absolute Verwendung</b>
<b>schriftlich</b> (N <sub>1</sub> =1000)	47 = 4,7%
<b>mündlich</b> (N <sub>2</sub> =1000)	166 = 16,6%
<b>Total</b> (N=2000)	213 = 10,7%

Tabelle 3: Unterschiede in der absoluten Verwendung von Modalverben in Schriftlichkeit vs. Mündlichkeit ( $\alpha = 0.01$ )

Die genauere Aufschlüsselung nach den vier Gattungen zeigt allerdings, dass ‚Mündlichkeit‘ vs. ‚Schriftlichkeit‘ eine zu grobe Unterscheidung ist. Der wesentliche Unterschied im Vorkommen absoluter Verwendung von Modalverben besteht darin, dass sie in informellen Alltagsgesprächen im Vergleich zu den anderen Gattungen deutlich häufiger sind (Tabelle 4).

	<b>absolute Verwendung</b>
<b>Zeitungen</b> (N <sub>1</sub> =500)	18 = 3,6%
<b>Belletristik</b> (N <sub>2</sub> =500)	29 = 5,8%
<b>Mediengespräche</b> (N <sub>3</sub> =500)	60 = 12 %
<b>Alltagsgespräche</b> (N <sub>4</sub> =500)	106 = 21,2%
<b>Total</b> (N=2000)	213 = 10,7%

Tabelle 4: Unterschiede in der absoluten Verwendung von Modalverben nach Gattungen ( $\alpha = 0.01$ )

Diese Statistiken liefern zwar klare Verteilungsaussagen und damit Auftretenswahrscheinlichkeiten, die die Bindung der Absolutverwendung von Modalverben an relativ makroskopische Gattungskontexte ausweisen. Sie sind aber zu grob als Rekonstruktion kontextsensitiver Grammatiken: Der Faktor ‚Gattung‘ beschreibt nicht präzise genug, unter welchen Bedingungen die Absolutverwendung vorkommt, und er legt nur eine sehr allgemeine Erklärung für die unterschiedlichen Distributionen nahe, nämlich die stilistische Zuordnung zu einem informellen Register. Um die Distributionen genauer und explanativ aussagekräftiger aufzuschlüsseln, müssen wir untersuchen, in welchen Konstruktionen absolut verwendete Modalverben benutzt werden, und wir müssen ihren jeweiligen sequenziellen Produktionskontext genauer anschauen, um zu sehen, welche Veranlassung und Funktion ihre Verwendung dort hat.

In unseren Daten konnten wir sieben verschiedene Absolutverwendungen von Modalverben feststellen:

- Auslassung eines Handlungsverbs,
- Auslassung eines transitiven experienziellen oder rezeptiven Verbs,
- Auslassung eines *verbum movendi*,
- Mit Komplementsatz,
- Idiomatiche Konstruktionen,
- Abbruch,
- Analepse.

### 9.1 Auslassung eines Handlungsverbs (meist intransitiv)

*ich will auch mal [an der Zigarette ziehen]* (JuK 13)

*aber nun muss frau menge auch [reden] dürfen* (4050.205, stasi vorwurfe)

*ich mag nich den dreckigen teller [nehmen]* (FOLK\_E\_00047\_SE\_01\_T\_01)

Hier geht es nur um Fälle, die nicht analeptisch sind, bei denen also das Vollverb nicht vorerwähnt war. Diese Verwendung kommt schriftlich sehr selten vor. Das Modalverb scheint dann in der Regel generisch absolut, d. h. ohne spezifische Vollverblesart verwendet zu werden (z. B. *was kinder heute dürfen und was nicht* (HMP07/OKT.03138 Hamburger Morgenpost, 31.10.2007, S. 10-11; Nehmt euch bloß in Acht!)). In mündlicher Verwendung handelt es sich fast immer um Situationsellipsen: Das Modalverb bezieht sich auf Handlungen, die gemäß *common ground* der Beteiligten als nächstes relevant sind. Die Verwendung der grammatischen Formen setzt also den pragmatischen Kontext eines bestimmten Handlungszusammenhangs (Aktivitätstyp, oft ähnlich einer Gattung, aber meist weniger verbal geprägt) voraus und dort meist zusätzlich die sensorische Verfügbarkeit relevanter Objekte und ggfs. auch mit der Äußerung koordinierte leibliche Handlungen. Mit der Äußerung wird in diesem Kontext dann eine bestimmte, mehr oder weniger sequenzgebundene direktive, deklarative oder kommissive Handlung vollzogen (z. B. Bitte, Aufforderung, Angebot, Reaktion auf ein Angebot). Bei der Auslassung von transitiven Verben wird manchmal auch das Objekt ausgelassen (*ich will nochmal [an der Zigarette ziehen]*).

### 9.2 Auslassung eines transitiven experienziellen oder rezeptiven transitiven Verbs

*willst du [Zucker zum Kaffee haben]?* (FOLK\_STUD\_01\_A14)

*ich mag frau süßmuth [leiden]* (4050.057,rs-reform)

*magst du die nich [leiden]* (FOLK\_STUD\_01\_A02)

Diese Verwendung ist nur mit *wollen* und *mögen* möglich. Da das ausgelassene Verb immer transitiv ist, ist ein Akkusativobjekt erforderlich (außer bei Objekt-Analepsen und Situationsellipsen). Die Verwendung von *mögen* (mit Formen *mag-/mögg-*) im Sinne von „für jemanden Zuneigung / für etwas eine Vorliebe empfinden“ ist auch schriftlich gängig und registerunabhängig. In Bezug auf die Handlungskontexterfordernisse und die mit der Konstruktion vollzogenen Handlungen verhält sich diese Verwendung sehr ähnlich

wie die erste, außer dass sie nicht für Aufforderungen benutzt werden kann und wohl generell weniger informell ist.

### 9.3 Auslassung eines *verbum movendi*

*ich muss immer über diese total befahrene strasse* (FOLK StudAll\_051009)

*willst du lieber nach hause?* (FOLK\_STUD\_01\_A14)

*ich muss einfach mal raus* (APG AA HD 07)

*aber ich komm einfach nicht WEIter weil ich einfach nicht genau WEIß- w wo ich HIN soll.*  
(APG AA HD 09)

Die Bewegungslesart der absoluten Modalverbkonstruktion wird immer durch eine Orts- oder Richtungsergänzung angezeigt. Sie ist in informellen Alltagsgesprächen (dort v. a. mit *müssen*, aber auch bei *können*, *sollen*, *wollen*) recht häufig. In den Zeitungskorpora finden wir sie praktisch nur mit *wollen*. Die Verwendung der Modalkonstruktion in Bewegungslesart ist besonders interessant, weil sie öfters eine konstruktionspezifische Semantik aufweist, will sagen: Sie ist in manchen Fällen semantisch nicht mit der Modalkonstruktion mit *verbum movendi* äquivalent! Dies ist dann der Fall, wenn gar kein Vollverb als Nachverb semantisch äquivalent einsetzbar ist (*ich muss einfach mal raus*; *ich muss jetzt weg*), also eine Rekonstruktion mit einem *verbum movendi* unmöglich ist oder die Funktion der Konstruktion verändern würde. Die Konstruktion führt zur Profilierung, sie lenkt die Aufmerksamkeit (seltener) auf den deontischen Modus (*wollen*, *sollen*, *müssen* im Sinne eines Verumfokus) oder (meistens) auf das Ziel (*hin*, *raus*, *nach Hause* etc.). Die fehlende Spezifikation des Bewegungsmodus durch das Verb zeigt an, dass der Bewegungsmodus irrelevant ist oder präsupponiert wird. Die Bewegungslesart ohne *verba movendi* ist (wie bei den meisten Absolutverwendungen der Modalverben) informelleren Registern vorbehalten. In schriftlichen Daten kommt sie erheblich seltener vor, davon in der Hälfte der Fälle als Redewiedergabe oder erlebte Rede, also als zitierte oder fingierte Mündlichkeit. Die Konstruktion ohne *verbum movendi* ist i. d. R. keine Analepse, sie scheint auch sonst nicht interaktiv sequenzbedingt.

### 9.4 Mit Komplementsatz

*Sie wollte, dass wir alle zusammen spielen.* (DIV/JDS.00001 Dietrich, Jutta: Sprung ins Leben. – Föritz, 2006 [S. 82])

*sie will dass ma gefälligscht akzeptiert* (FOLK StudAll\_051009)

*ich mag es nicht wenn immer so ein zeugs da geredet wird* (JuK 18)

Eine gängige, nicht medienspezifische Absolutverwendung von Modalverben ist diejenige als Matrixsatzverb. Dies geht nur mit *mögen* und *wollen*.

### 9.5 Idiomatische Konstruktionen

Es gibt zahlreiche idiomatische Konstruktionen mit absoluten Modalverben, v. a. mit *können*, aber auch *sollen*, z. B.

*nicht können* (,keine Zeit haben‘)

*nicht mehr können* (,nicht mehr in der Lage sein, etwas kontextuell Bestimmtes zu tun‘)

(Sprache, Sport) **können**

was **soll** das?

was **soll** AkkObj LOC?

Häufig sind auch idiomatische Kollokationen mit *weg*: *weg müssen/können/sollen*, die sehr unterschiedliche, nicht-kompositionale Semantiken haben können. Idiomatische Konstruktionen sind informelle Register, sie kommen in Zeitungstexten und Belletristik nur als zitierte oder fingierte Mündlichkeit bzw. erlebte Rede vor. Idiomatische Konstruktionen finden sich besonders in informeller Interaktion. Manche sind konventionelle Praktiken zum Vollzug spezifischer interaktiver Handlungen, z. B. *was soll das?* und *Was soll Obj LOC?* für Vorwürfe, *NP kann nicht anders* und *NP kann nicht mehr* für Entschuldigungen, *NP kann nicht (TEMP)* für die Ablehnung eines Terminvorschlags.

## 9.6 Abbruch

Zu Abbrüchen zählen wir hier alle Fälle, in denen eine Konstruktion aufgegeben wird, d. h. auch Wiederholungen und Anakoluthe mit Konstruktionswechsel. Solche Strukturen finden wir ausschließlich in mündlichen Daten. Manchmal ist schwer zu entscheiden, ob ein Abbruch vorliegt:

#12 IDS FOLK StudAll\_300909

A: du hast nicht LEER getrunken.

B: [ja ich **MAG** nich. ]

C: geh rum[ (xxx) (xxx) (xxx)]

Es ist hier nicht klar, ob Sprecherin B ihren Turn wegen der Rederechtskonkurrenz abbricht oder ob der Turn vollständig ist. Abbrüche sind generell entweder durch Überlappungen, d. h. als Verfahren, Rederechtskonkurrenzen zu bearbeiten (durch Turnaufgabe oder wiederholenden Neuansatz), wie im Ausschnitt aus #8 oben:

BS: äh [nicht **sie MÜSsen sie MÜSsen** ((unverständlich)) (.) ä:h-

ME: [es sei denn sie nehmen erzgeBIRgisch an als eine ((lacht))]

BS: e` (-)

**das ist das ist** äh eine frAge;

oder (seltener) durch Sprechplanungsprobleme motiviert, d. h., nicht durch konstruktionspezifische Ursachen.

#13 IDS FOLK \_STUD\_01\_A11

AM: °hh ich **möchte** BIN ja nicht EINgetreten; (.)

ich BIN doch- (.)

ich WÜRD auch nich in die ef de pe eintreten.

Abbrüche (und Wiederholungen von SUBJ+V) sind sehr häufig, v. a. in informeller Interaktion (46/106 Fälle, in den Mediengesprächen 12/60). Abbrüche führen oftmals zu „absoluter“ und „detransitiver“ Verwendung: Der Sprecher gelangt nicht bis zur Positi-

on, an der ein Vollverb und/oder ein Objekt produziert werden könnte. Die absolute Verwendung entsteht also öfters durch die Interaktion von Abbruch mit der häufigen Hauptsatz-Wortfolge am Satzbeginn ‚Subjekt+Verb<sub>fin</sub>‘. Anakoluthe sind auch in informeller Interaktion häufig (23 in FOLK, 3 in den Mediengesprächen), ca. die Hälfte davon (11 vs. 1) entsteht im Kontext von Überlappungen.

### 9.7 Analepse

Bei Analepsen (Hoffmann 1999) ist das Vollverb bzw. die Verbalphrase aus dem Präkontext zu übernehmen, während das Modalverb das Vollverb bzw. den gesamten Verbalkomplex vertritt. Analepsen sind daher im eigentlichen Sinne keine Absolutverwendungen von Modalverben, sondern kontextkontrollierte Ellipsen. Sie kommen in sehr verschiedenen syntaktischen, text- und sequenzstrukturellen Varianten vor. Häufig sind *sluices*:

*Wagas rief, so laut er konnte.* (DIV/APR.00001 Planert, Angela: Rubor Seleno. – Föritz, 2005 [S. 108])

*Fahr so schnell du kannst, und wohin du willst.* (DIV/SRF.00000 Schoof, Renate: In ganz naher Ferne. – Oberhausen, 2003 [S. 60])

*hast du denn eigentlich so frust was du gerne noch mal in deinem leben machen würdest wollen wenn du könntest* (4050.047, sokomisch)

Beim *Sluicing* (Ross 1969) wird die Verbalphrase des Hauptsatzes in einem Nebensatz analeptisch wieder aufgenommen. Dies geschieht öfters mit einer Modalisierung durch ein Modalverb. *Sluices* kommen mündlich wie schriftlich gleichermaßen vor.

Recht häufig wird die Vorgängerstruktur durch eine Komplexanapher (*das, es*; s. Consten et al. 2007) wiederaufgenommen. Diese wird als Proform für die im Vorgänger-Turn dargestellten Handlungen und Ereignisse eingesetzt, bezüglich derer dann eine deontische Aussage gemacht wird (#14 und 16).

*Ich will frei über meinen Körper bestimmen, und das kann ich jetzt.* (DIV/SHT.00000 Schädlich, Hans Joachim: Trivialroman. – Reinbek bei Hamburg, 1998 [S. 140])

#14 IDS Gespräche im Fernsehen, 4050.021, berlin19

JB: die aktionskunst die sie machen ((räuspert sich))  
WIRKlich etwas- (--)  
äh: was die leute- (-) schockIERT.  
das **SOLL** es ja auch.

In den Gesprächsdaten findet sich diese Verwendung öfters in konklusiven, kommentierenden, bewertenden TCUs am Schluss von *multi unit turns*.

Spezifisch mündlich sind Adjazenzellipsen über Sprecherwechsel hinweg.



## #15 IDS FOLK STUD\_01\_A11

PH: ich glaub ich sollt auch mal poLItiker werde;  
 [(lacht)]  
 AM: [.h h .h ] (.)  
 ja patrick **SOLLtest** du.

Adjazenzellipsen, bei denen das Modalverb den Verbalkomplex unter implizitem Rückgriff auf ein antezedentes Vollverb vertritt, sind spezifisch für mündliche Verwendungen und fingierte Dialoge, da sie Interaktion voraussetzen. Adjazenzellipsen werden ausschließlich für responsive Handlungen benutzt, da mit ihnen auf Teile des vorangehenden Turns Bezug genommen wird. Sehr häufig werden auch sie mit einer Komplexanapher konstruiert, mit der der Folgesprecher deontisch zum Vorgängerturn Stellung nimmt (als Kommentar oder Antwort).

## #16 IDS FOLKSTUD\_01\_A02

A: du hast dir auch ne gefÄlschte ray bAn sOnnenbrille gekauft.  
 [<<p>ich mag nur darauf][HINweisen.>]  
 B: [(lacht)] [ja aber nur] weil DU des **wOLLtest**.

### 9.8 Fazit zur Relevanz der Variationsquellen ‚Medialität‘, ‚Gattung‘ und ‚Interaktion‘

Die hier vorgelegte explorative Untersuchung der Absolutverwendung von Modalverben sollte einen Eindruck davon vermitteln, wie statistische und qualitativ-sequenzanalytische Verfahren kombiniert werden müssen, um zu gesicherten Aussagen über Variation innerhalb des Standards und zu kontextsensitiven Grammatiken sprachlicher Praktiken zu gelangen. Dabei kommt den statistischen Aussagen die Rolle zu, die Generalität von Befunden und explanativen Aussagen zu prüfen und auf Verteilungen aufmerksam zu machen, die erklärungsbedürftig sind. Die qualitativ-sequenzanalytischen Untersuchungen sind dagegen für die genaue Struktur- und Kontextdeskription und die Entwicklung funktionaler Erklärungen unerlässlich.

Statistisch ist zwar bereits der Faktor ‚Medialität‘ allein signifikant, aber der Faktor ‚Gattung‘ erklärt mehr, denn die Unterschiede innerhalb der Mündlichkeit sind größer als zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Informelles Register und Interaktion stellen sich im Gattungsvergleich als entscheidende Faktoren für das Vorkommen absoluter Verwendungen von Modalverben heraus. Im Vergleich zu den statistischen Befunden wird ihre Relevanz noch deutlicher, wenn man berücksichtigt, dass die schriftlichen Belege der Absolutverwendung zu mehr als der Hälfte aus Kontexten fingierter bzw. zitierter Mündlichkeit (Redewiedergabe und erlebte Rede in Romanen) oder gar Dialogwiedergaben (Interviews) stammen. Die statistische Untersuchung führt zu relativ groben Befunden, ist aber notwendig, um zu einer ersten Abschätzung zu gelangen, inwiefern eine Konstruktion medialitätsspezifisch ist und präferenziell in bestimmten Gattungen bzw. Registern auftritt.



Die statistische Analyse muss aber durch eine qualitative Sequenzanalyse ergänzt werden, um genaueren Aufschluss über die einzelnen Konstruktionstypen von absoluten Modalverben und ihre situierten Konstitutionsbedingungen zu erhalten. Erst auf dieser Detaillierungsebene der Untersuchung gelangen wir zu teils mehr, teils weniger kontextsensitiven mikrogrammatischen Aussagen. Sie müssen eine hinreichend genaue formale Strukturbeschreibung mit präkontextuellen Konstitutionsbedingungen und situierten Funktionen verknüpfen, um Varianten der Modalverbverwendung als sprachlich-kommunikative Praktiken zu beschreiben.

Die genauere qualitative Analyse zeigt, dass die statistisch ausweisbaren medialen Unterschiede einerseits auf den Faktoren ‚Online-Produktion‘ und ‚Interaktion‘ beruhen, spezieller: responsiven Bezugnahmen auf vorangehende Partnerturns (manche objektlose Fälle, Komplexanaphern, Adjazenzellipsen), Praktiken der Gesprächsorganisation (Abbrüche und Wiederholungen im Kontext von Überlappungen) und der Sprechplanung (Abbrüche im Wortsuche und Planungswechselkontext). Die Erklärung „Medialität“ ist also zu grob, denn hier handelt es sich vielmehr um spezifische „positionally sensitive grammars“ (Schegloff 1996), also Mikrogrammatiken, die von bestimmten Kontextbedingungen der Interaktion restringiert sind. Andererseits zeigt sich, dass die signifikanten gattungsbezogenen Unterschiede innerhalb des Bereichs der Mündlichkeit darauf zurückzuführen sind, dass manche Absolutverwendungen von Modalverben weder von medialen noch interaktiven Faktoren abhängen. Dies betrifft vor allem idiomatische Konstruktionen und den Verzicht auf *verba movendi*. Sie hängen weniger von besonderen Kontextbedingungen ab, sondern sind in erster Linie Phänomene, die stilistisch (Informalität) und semantisch-pragmatisch (relativ vage Bedeutungen, Verwendung für hochfrequente Handlungen wie Vorwürfe, Entschuldigungen) typisch für das alltags-sprachliche Register sind.

## 10. Fazit

Dieser Beitrag hatte zum Ziel, begriffliche Fragen, methodische Zugänge und empirische Phänomene zu diskutieren, die uns aus interaktionslinguistischer Sicht relevant erscheinen, wenn man über einen „Standard des gesprochenen Deutsch“ sprechen und ihn untersuchen will.

So wie es nicht die Aufgabe einer empirischen Linguistik sein kann, Normen zu dekretieren, so kommt sie andererseits nicht darum herum, der normbezogenen Konstitutionsweise ihres Gegenstands durch Normrekonstruktion gerecht zu werden. Die Sprachwissenschaft ist janusköpfig: Als empirische Wissenschaft will sie rekonstruieren – doch während sie rekonstruiert, konstruiert sie mit, denn das, was sie als Rekonstruktion ausgibt, wird von Sprachbenutzern als Orientierungsrelevanz und damit als Beitrag zur Normsetzung verstanden. Linguistische Aussagen sind eine Stimme im „immer schon“ im Gange befindlichen Diskurs über Sprache. Auch wenn sie nur zu rekonstruieren suchen, was der Fall ist, können sie in diesem Diskurs zu Argumenten, Zielsetzungen und Problemformulierungen werden, die über ihre Rezeption durch andere Akteure zur Ver-

änderung des Beschriebenen führen. Daraus folgt die Verantwortung der Sprachwissenschaft, auch wenn sie sich als strikt empirische Wissenschaft versteht. Sie ist eine reflexive Wissenschaft, die auf ihren Gegenstand einwirkt, weil der Gegenstand selbst reflexiv, d. h. nicht unabhängig von den Meinungen, die seine Produzenten über ihn haben, konstituiert wird. Und in diese Meinungen gehen sprachwissenschaftliche Aussagen ein. Die Sprachwissenschaft kann sich dieser Rolle im gesellschaftlichen Diskurs nicht entziehen. Versucht sie es, wird sie entweder wider eigenen Willen doch normativ verstanden oder sie überlässt die betreffenden Diskurse anderen. Die Konsequenz wäre, dass sich die Linguistik selbst als gesellschaftlich irrelevant darstellt und sich damit ins politische und institutionelle Abseits stellt, was sicherlich für die Zukunft unserer Disziplin auch mit Blick auf ganz andere Forschungsinteressen verhängnisvoll wäre.

Wir haben dafür plädiert, „Standard“ als Gebrauchsstandard zu verstehen und Standardorientierungen im Sprechen aufzusuchen – ohne aber davon auszugehen, dass „Standard“ nur als Orientierung im Sprechen relevant sei und deshalb allein aufgrund von Verteilungen von Formen in Korpora zu untersuchen sei. Im Gegenteil: Für die Linguistik ist es eine große konzeptionelle und methodische Herausforderung, Orientierungen im Sprechen mit den Diskursen über das Sprechen, also linguistischen Ideologien, die immer situiert und umstritten sind, ins Verhältnis zu setzen. Dabei hängen wir nicht am Begriff „Standard“ – aufgrund seiner Alltagsferne, die vielleicht problematisch ist, will man Orientierungen des Alltagssprechers rekonstruieren, und aufgrund seiner Gebundenheit an die Geschichte schriftlicher Kodifizierung kann man sicher fragen, ob es nicht bessere Begriffe für die Spannweite sprachlicher Variation gibt, um die es hier geht.

Versucht man „Standard“ mit Bezug auf situierten Praktiken des Sprechens und Schreibens zu analysieren, so scheinen uns aus interaktionslinguistischer Sicht die Kombination zwei Methoden notwendig, um Standardvarianten und ihren Konstitutionsbedingungen und -funktionen auf die Spur zu kommen: Die kontrastive Arbeit mit großen Korpora unterschiedlicher Gattungen und sequenziellen Kontexten und die detaillierte Sequenzanalyse und Strukturbeschreibung von Einzelfällen und Kollektionen sprachlicher Praktiken. Nur so können kontextsensitive Mikrogrammatiken und die Faktoren, die für ihre Genese und Funktion maßgeblich sind, identifiziert werden, ohne vorschnelle Schlüsse aufgrund zufällig ausgewählter Beispiele zu ziehen.

## 11. Literaturverzeichnis

- Ágel, Vilmos und Mathilde Henning (2006): Theorie des Nähe- und Distanzsprechens. – In: dies. (Hrsg.): *Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähetexten 1650-2000*. Tübingen: Niemeyer. S. 3-31.
- Ammon, Ulrich (2005): *Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. Standardvariation*. – In: Eichinger, Ludwig und Werner Kallmeyer (Hrsg.): *Wieviel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin/New York: de Gruyter. S. 28-40.
- Ariel, Mira (2008): *Pragmatics and Grammar*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Barth-Weingarten, Dagmar (2011): *Response tokens in interaction – prosody, phonetics and the visual side of JAJA in German interaction*. – In: *Gesprächsforschung* 12. S. 301-370. Zugäng-

- lich unter: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2011/ga-barth-weingarten.pdf>
- Berend, Nina (2005): Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? – In: Eichinger, Ludwig und Werner Kallmeyer (Hrsg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York: de Gruyter. S. 143-170.
- Bex, Tony und Richard J. Watts (Hrsg.) (1999): Standard English. The widening debate. London: Routledge.
- Biber, Douglas (1988): Variation across speech and writing. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bourdieu, Pierre (1982): Ce que parler veut dire. L'économie des échanges linguistiques. Paris: Fayard.
- Burger, Harald (2005): Mediensprache. Berlin: de Gruyter.
- Consten, Manfred, Constanze Marx und Monika Schwarz-Friesel (2004): Komplexanaphern. – In: Konerding, Klaus-Peter und Inge Pohl (Hrsg.): Stabilität und Flexibilität in der Semantik. Frankfurt am Main: Lang. S. 67-86.
- Deppermann, Arnulf (2007): Stilisiertes Türkendeutsch in Gesprächen deutscher Jugendlicher. – In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 148. S. 43-62.
- Deppermann, Arnulf, Stefan Kleiner und Ralf Knöbl (2012): ‚Standard usage‘: towards a realistic conception of spoken standard German. – In: Auer, Peter (Hrsg.): Proceedings of ICLAVE6. Amsterdam: John Benjamins.
- Deppermann, Arnulf und Martin Hartung (2012): Was gehört in ein nationales Gesprächskorpus? Kriterien, Probleme und Prioritäten der Stratifikation des „Forschungs- und Lehrkorpus Gesprochenes Deutsch“ (FOLK) am Institut für Deutsche Sprache (Mannheim). – In: Felder, Ekkehard, Marcus Müller und Friedemann Vogel (Hrsg.): Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen. Berlin/New York: de Gruyter. S. 414-450.
- Durrell, Martin (2003): Register, Variation und Fremdsprachenvermittlung. Zum Problem des Deutschunterrichts in Großbritannien. – In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Deutsch von außen. Berlin: de Gruyter. S. 239-258.
- Eckert, Penelope (2010): Where does the social stop? – In: Gregersen, Frans, Jeffrey K. Parrott und Pia Quist (Hrsg.): Language Variation – European Perspectives III. Berlin: Lehmanns. S. 13-30.
- Ehlich, Konrad (1986): Interjektionen. Tübingen: Niemeyer.
- Eichinger, Ludwig (2001): Sprache und Sprachgebrauch im Süden Deutschlands. – In: Knipf-Komlósi, Elisabeth und Nina Berend (Hrsg.): Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern. Budapest, Pécs: Dialóg Campus Kiadó. S. 61-94.
- Eichinger, Ludwig (2005): Norm und regionale Variation. Zur realen Existenz nationaler Varietäten. – In: Lenz, Alexandra N., und Klaus J. Mattheier (Hrsg.): Varietäten – Theorie und Empirie. Frankfurt: Lang. S. 141-162.
- Eichinger, Ludwig (2010): Entwicklungen und Veränderungen im heutigen Deutsch. – In: Krumm, Hans-Jürgen, Christian Fandrych, Britta Hufeisen und Claudia Riemer (Hrsg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin/New York: de Gruyter. S. 405-418.
- Feilke, Hellmuth (1996): Sprache als soziale Gestalt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gloy, Klaus (1995): Zur Methodologie der Sprachnormen-Forschung. – In: Müller, Oskar, Dieter Nerijs und Jürgen Unger (Hrsg.): Sprachnormen und Sprachnormwandel in gegenwärtigen europäischen Sprachen. Rostock: Universität Rostock. S.73-93.
- Goffman, Erving (1971): Interaktionsrituale. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goodwin, Marjorie Harness (1990): He-Said-She-Said: Talk as Social Organization among Black Children. Bloomington: Indiana University Press.
- Gülich, Elisabeth (1970): Makrosyntax der Gliederungssignale im gesprochenen Französisch. München: Fink

- Groupe ICOR (M. Bert, S. Bruxelles, C. Etienne, L. Mondada, V. Traverso) (2009): Exploitation de la plateforme CLAPI : Le cas de voilà dans les chevauchements. – In: Cahiers de Linguistique 33/2. S. 243-268.
- Günthner, Susanne (2002): Stimmenvielfalt im Diskurs: Formen der Stilisierung und Ästhetisierung in der Redewiedergabe. – In: Gesprächsforschung 3. S. 59-80. Zugänglich unter: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2002/ga-guenthner.pdf>
- Heritage, John (2007): Intersubjectivity and progressivity in references to persons (and places). – In: Stivers, Tanya und N.J.Enfield (Hrsg.): Person Reference in Interaction: Linguistic, Cultural and Social Perspectives. Cambridge: Cambridge University Press. S. 255-280.
- Hoffmann, Ludger (1999): Ellipse und Analepse. – In: Rehbein, Jochen und Angelika Redder (Hrsg.): Grammatik und mentale Prozesse. Tübingen: Stauffenburg. S. 69-91.
- Hundt, Markus (2010): New norms – How new grammatical constructions emerge. – In: Lenz, Alexandra und Albrecht Plewnia (Hrsg.): Grammar between norm and variation. Frankfurt am Main: Lang. S. 27-57.
- Jefferson, Gail (1987): On exposed and embedded correction in conversation. – In: Button, Graham und J.R.E. Lee (Hrsg.): Talk and social organization. Clevedon, UK: Multilingual Matters. S. 86-100.
- Kloss, Heinz (1952): Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen seit 1800. Düsseldorf: Schwann.
- Knöbl, Ralf (2010): Changing codes for classroom contexts. – In: Gesprächsforschung 11. S. 123-153. Zugänglich unter: <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2010/ga-knoebl.pdf>
- Knöbl, Ralf und Arnulf Deppermann (i. Dr.): Talk about standard vs. standard in use. Reflection on norms and orientation to norm in speaking in interview data. Vortrag auf dem 19. Sociolinguistics Symposium 2012, Berlin.
- Koch, Peter und Wulf Oesterreicher (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. – In: Romanistisches Jahrbuch 36. S. 15-43.
- Labov, William (1966): The Social Stratification of English in New York City. Washington, D.C.: Center for Applied Linguistics.
- Labov, William (1996): When intuitions fail. – In: Chicago Linguistic Society 32. S. 77-106.
- Langacker, Ronald (1987): Foundations of Cognitive Grammar. Bd. 1. Theoretical Prerequisites. Stanford: Stanford University Press.
- Levelt, Willem (1983): Monitoring and self-repair in speech. – In: Cognition 14. S. 41-104.
- Maitz, Péter und Stephan Elspaß (2011): Zur sozialen und sprachpolitischen Verantwortung der Variationslinguistik. Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. – In: Glaser, Elvira, Jürgen Erich Schmidt und Natascha Frey (Hrsg.): Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart: Steiner. S. 221-240.
- Maitz, Péter und Stephan Elspaß (in diesem Band): Zur Ideologie des ‚Gesprochenen Standarddeutsch‘.
- Milroy, James und Lesley Milroy (2005): Authority in language: investigating Standard English. London: Routledge.
- Quasthoff, Uta (1978): Verzögerungsphänomene, Verknüpfungs- und Gliederungssignale in Alltagsargumentationen und Alltagserzählungen. – In: Weydt, Harald (Hrsg.): Die Partikeln der deutschen Sprache. Berlin: de Gruyter. S. 39-57.
- Reber, Elisabeth und Elizabeth Couper-Kuhlen (2010): Interjektionen zwischen Lexikon und Vokalität: Lexem oder Lautobjekt? – In: Deppermann, Arnulf und Angelika Linke (Hrsg.): Sprache intermedial: Stimme und Schrift, Bild und Ton (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2009). Berlin/New York: de Gruyter. S. 69-96.
- Ross, John R. (1969): ‚Guess Who?‘ – In: Binnick, R. et al. (Hrsg.): Proceedings of the fifth Regional Meeting of the Chicago Linguistic Society. University of Chicago. S. 252-286.
- Schegloff, Emmanuel A. (1987): Recycled Turn Beginnings. – In: Graham Button und J. R.E. Lee (Hrsg.): Talk and Social Organization. Clevedon, England: Multilingual Matters. S. 70-85.

- Schegloff, Emmanuel A. (1996): Turn Organization: One Intersection of Grammar and Interaction. – In: Ochs, Elinor, Emmanuel A. Schegloff und Sandra Thompson (Hrsg.): *Interaction and Grammar*. Cambridge: Cambridge University Press. S. 52-133.
- Schegloff, Emanuel A. (2007): *Sequence Organization in Interaction: A Primer in Conversation Analysis I*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schegloff, Emmanuel A., Gail Jefferson und Harvey Sacks (1977): The Preference for Self-Correction in the Organization of Repair in Conversation. – In: *Language*, 53/2. S. 361-382.
- Schieffelin, Bambi, Kathryn Woolard und Paul Kroskrity (1998): *Language Ideologies: Practice and Theory*. New York: Oxford University Press.
- Schneider, Jan-Georg (2011): Hat die gesprochene Sprache eine eigene Grammatik? Grundsätzliche Überlegungen zum Status gesprochen sprachlicher Konstruktionen und zur Kategorie ‚gesprochenes Standarddeutsch‘. – In: *ZGL* 39. S. 165-187.
- Schwitalla, Johannes (2002): Kleine Wörter. Partikeln im Gespräch. – In: Dittmann, Jürgen und Claudia Schmidt (Hrsg.): *Über Wörter*. Grundkurs Linguistik. Freiburg i. Brsg.: Rombach. S. 259-281.
- Schwitalla, Johannes (2012): *Gesprochenes Deutsch*. Berlin: Erich Schmidt.
- Searle, John R. (1971): *Sprechakte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Selting, Margret und Elizabeth Couper-Kuhlen (2000): Argumente für die Entwicklung einer 'interaktionalen Linguistik'. – In: *Gesprächsforschung* 1. S. 76-95. Zugänglich unter <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2000/ga-selting.pdf>
- Sick, Bastian (2004): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Siebs, Theodor (1898): *Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14.-16. April 1898 im Apollosaale des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin stattgefunden haben*. Berlin, Köln und Leipzig: Ahn.
- Siebs, Theodor (<sup>19</sup>1969): *Deutsche Aussprache. Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch*. Hrsg. v. Helmut de Boor, Hugo Moser und Christian Winkler. Berlin: de Gruyter.
- Spiekermann, Helmut (2006): *Standardsprache als regionale Varietät – Regionale Standardvarietäten*. OBST 71. S. 81-99.
- Staffeldt, Sven (in diesem Band): *Auf dem Weg zum pragmatischen Standard mit Entschuldigungen*.